

## Thüringer Sagenbuch

### **TSB Nr. 1: Frau Holle in Eisfeld**

Mythischer Zauber umfließt, wie so viele Stromquellen, auch die Quellen der Werra. Aus frühen Vorzeittagen haftet noch gar mancher Nachhall an Oertlichkeiten, an Gebräuchen, an alten Namen, und dauernd und unaustilgbar erhalten sich die überkommenen Kunden, wenn auch die vorgeschrittenen Kultur der Waldbewohner sie nicht mehr glaubt. Es handelt sich ja bei sagenhaften Ueberlieferungen im Volksmunde überhaupt gar nicht darum, daß das Volk an deren wirkliches Geschehensein glaube, und wird ihm dieß von niemand angesonnen werden können, sondern darum, daß es sich dieselben als etwas, was die Urväter und Urmütter einander erzählten, wieder und immer wieder sagt. Das ist das einfache Wesen der Sage.

Götter und Dämonen haben einzig nur in Sagen der Nachwelt ihre Spuren und die Erinnerung an ihren Kult hinterlassen.

Die Stadt Eisfeld, in deren Nähe die Werraquellen aus dem Schooße thüringischer Berge zu Tage rinnen, soll uralten Ursprunges sein. „As-Feld“ wird sie noch immer im Volksmunde geheißen, und alte urkundliche Ueberlieferungen legen des Ortsnamens früheste Rechtschreibung als Asifeld offen dar. Wenn sich nun auch nicht mit unumstößlicher Gewißheit eine Verwandtschaft dieses Orts-/Namens mit den Asen, den Gottheiten der heidnischgermanischen Frühe, – behaupten läßt, so erinnert doch der Name an dieselben. As hieß Gott, und vorzugsweise wurde Thorr, oder Donar mit diesem Namen bezeichnet; so konnte gar wohl eine den Vätern heilige Stätte, an der sich allmählig Ansiedler niederließen, ein Gottesfeld heißen, wie ja ein zweites Gottesfeld, nur wenige Wegstunden von Eisfeld entfernt, noch bis heute diesen Namen führt. Es ist dasselbe Gottesfeld (auch Gothes- und Godesfeld geschrieben) über den Thälern der Finster-Erlau und der Weser, auf dem der Sage nach eine ob ihres gottlosen Wesens verwünschte und versunkene große Stadt gestanden haben soll. Alle diese Sagen von Verwünschung und vom Versinkensein verschiedener Städte, Dörfer, Burgen, Kirchen und Klöster deuten weit hinauf in die mythische Frühzeit. Thorr ist der Donnergott der altnordischen Mythe, ein wunderbarer Hammer ward ihm zugetheilt, mit dem er nach den ihm feindlichen Riesen wirft. Aber gerade die Riesensage mit ihrem Hämmerwerfen ist in der Eisfelder Gegend völlig heimisch. Als bedeutendste Erscheinung weiblicher mythischer Wesen tritt unbedingt in ganz Thüringen und Hessen die Holda, Hulda, Frau Holle (im Voigtland Frau Berthe oder Perchta) auf, und ein eigenthümlicher Brauch, der auf dieselbe Bezug hat, hat in Eisfeld ihren Namen verewigt. Am heiligen Dreikönigstage, demselben, an welchem die Perchta mit ihrem Heimchenheere, dem Huldevolke der nordischen Mythe, und die Perchtl in Tirol mit dem Seelenheere der ungetauft gestorbenen Kinder zieht, ward alljährlich zu Eisfeld die Frau Holle verbrannt. Die Sage vom Ursprunge dieses jedenfalls altheidnischen Feuerkults am Julfeste wurde aber/ fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein Nonnenkloster habe in Eisfeld gestanden, dessen Aebtissin, Juliane genannt, habe sich fleischlich vergangen und zwar mit dem bösen Feinde selbst, sei zweier Kindlein auf einmal genesen, und darauf zur Strafe solcher Teufelsbuhlschaft sammt den beiden Kindern verbrannt worden. Zum Gedächtniß dieser Sühne zog später Alt und Jung am Epiphaniassonntage nach beendigtem Nachmittagsgottesdienste mit Musik auf den Markt, sang ein geistliches Lied und rief sich dann scherzhaft einander zu: Frau Holle wird verbrannt. Nun war aber zu Eisfeld nie ein Kloster, und der Ursprung jenes Brauches reicht weit über die Klosterzeiten hinaus. (Bd I S. 1-3)

### **TSB Nr. 2: Riesen um Eisfeld**

In der Eisfelder Gegend wohnten viele und starke Riesen, ein gewaltiges Geschlecht, und man kann in den Dörfern Bachfeld, Grub, Crock, Stelzen und anderen noch öfter von denselben erzählen hören. Auch in dieser Gegend/ wiederholt sich genau wie auf dem Harze, bei Blankenburg auf dem Thüringer Walde und im Elsaß die Sage von einem Riesentöchterlein, das sich einst zu seiner Lust erging und einen Ackersmann fand, den es sammt Vieh und Pflug in das Schürzchen raffte und freudig zum Vater auf die Burg trug, indem es sich über das niedliche zappelnde Spielzeug kindisch freute. Der alte Ritter aber gebot dem Töchterlein, alsbald alles wieder dahin zu tragen, woher es genommen sei, und ja recht säuberlich damit umzugehen, damit Männlein und Pferdchen nicht Schaden litten; denn – sagte der alte Riese: wenn die Bauern nicht ackern, müssen die Riesen verhungern, und gab damit eine gar gute und wohl zu beherzigende Lehre. (I S. 3/4)

### **TSB Nr. 3: Von Zwergen und Zinselmännchen**

Häufig läßt die Sage, wo sie von Riesenwohnsitzen berichtet, auch Zwerge in der Nähe wohnen, schon aus dem in ihrem Wesen begründeten Hang, Gegensätze zu bezeichnen, wie hier insgemein den eines starken und verfolgenden gegenüber einem schwachen und verfolgten Geschlechte. In den weitgedehnten Forsten des Bleißberges, des höchsten in diesem Gebiete, arbeitet zur Nachtzeit eine unsichtbare Säge, Zwerge sollen es sein, die sie handhaben, um manchen armen aber wackeren Holzmann zu schnellerem Verdienst gelangen zu lassen. Besonders aber war das Zwergengeschlecht thätig in einer Höhle, welche zwischen den Dörfern Meschenbach und Rabenäufig gelegen ist, und das Zinselloch heißt. Der Eingang ist ein umbushtes niedriges Loch, wie ein Kellerhals von Nord-Osten gegen Süd-Westen abgesenkt, und die Höhle bildet dann nur/ einen äußerst schmalen und langen, dabei aber sehr hohen Gang, den ein Bergwasser durchfließt. Die Breite ist von 2 bis 8 Fuß, die Höhe gegen 20 Fuß, die Länge wol 200 Schritte, und die Wände sind mit Tropfstein überzogen.

In dieser Höhle, wohnten nach der Umwohner Erzählung Zwerge oder Zinslein, die verliehen ihr den Namen, wie auch einer andern benachbarten Grotte, welche vom Volke die Zinselkirche genannt wird; jetzt aber giebt es keine Zinslein mehr, sie sind alle längst hinweggezogen, und zwar aus dieser Ursache: Ein Meschenbacher Bauer traf auf seinem Erbsenacker einen ganzen Haufen Zinselchen. Sie machten sich sehr lustig, sprangen und hüpfen durcheinander über die Furchen, und verspeisten viele Schoten. Das ärgerte den Bauer und er haschte nach ihnen, konnte aber ihrer keines festhalten, nur das Mützchen des einen ergriff er und hielt es fest. Da stellte sich das Zinslein überaus kläglich und bat flehentlich um das Mützchen, da es ohne selbiges nicht nach Hause kommen konnte und durfte. Es wolle dem Bauer auch zum Lohne seiner Güte eine Wünschelruthe auf den Acker stecken, mit deren Hülfe er einen großen Schatz finden sollte. Darauf gab der Bauer das Mützchen zurück, nicht wissend, daß er schon den besten Schatz in der Hand hatte, denn wer ein Zwergenmützchen oder Nebelkäpplein besitzt, der kann sich jederzeit unsichtbar machen. Das Zwerglein nahm rasch sein Mützchen, setzte es auf, und war augenblicklich dem Auge des Bauers entrückt. Als nun der Bauer auf seinen Acker kam, stak nicht eine Ruthe darauf, sondern alles voll Ruthen; nun suche einer die richtige Wünschelruthe heraus! Am zweiten Tage aber war schon aus jeder Ruthe ein starker Baum/ erwachsen, da hatte der Bauer einen Wald, so lang und so breit, wie sein Acker, und folglich Schatzes genug.

Andere erzählen diese Sage wieder auf eine andere Art. Der Bauer habe die Zinslein, die er auf seinem Acker traf, sehr heftig gescholten und gedroht, ihnen die Ruthe zu geben, wie kleinen Kindern. Darauf haben die Zwerglein spöttisch ihm den ganzen Acker voll Ruthen gesteckt, damit er an solchen keinen Mangel habe, und seien alsbald verschwunden. Dadurch noch mehr aufgebracht, lauerte

der Bauer den Zinslein auf, und erhaschte eines Tages ein solches Zwergen-Mützchen, bekam das Zinslein, dem das Mützchen gehörte, dadurch in seine Gewalt, achtete nicht seines Flehens, sondern erschlug es. Darauf erhoben alle Zinslein ein großes Wehklagen, und verließen die Gegend für immer, aus den Ruthen erwachsen aber in derselben Nacht starke Bäume, und zwar lauter Eschen, und das ist ein bedeutsamer Zug dieser Sage, denn erstens zeigt die Esche wie die Erbse, nach der Pflanzensymbolik Trauer an, und zweitens ist sie ein Baum, der den Göttern der Nordlandsmythe heilig war. Aus einer Esche, Ask, entstand nach der Eddamythe der erste Erschaffene, Ask; Asciburg war der Name einer früheren Stadt am Niederrhein, und Ascifeld wurde Eisfeld vor Alters ebenfalls geschrieben. Der Weltbaum Ygdrasil selbst war eine Esche. Der altgermanische Mythos aber überliefert uns noch verschiedene Heldenamen: Mannus, Tuisko's Sohn, und dessen drei Söhne: Ing, Isk und Hermin. In Isk begegnen wir wol dem Ask wieder, und in Hermin dem Irmin, dessen Name ebenfalls in dieser Gegend bis auf den heutigen Tag örtlichen Nachhall fand und findet. (I S. 5-7)

### **TSB Nr. 6: Der wandelnde Mönch zu Coburg**

Die Eisfelder Mönchssage deutet mit dem Blasen eines Unglückshornes unmittelbar nach einer andern ihr gar nahe verwandten Sage hin, die im benachbarten Coburg heimisch ist. Seltsam, daß in ihr neben der mythischen und mystischen Zwölfzahl auch wieder Erbsen eine Rolle spielen, wenn auch in ganz anderer Weise, als in der Crocker Irminasage. Es war ein Herzog von Coburg in harter Fehde mit einem Bischof von Bamberg und fing dem Letzteren zwölf adelige Kinder weg, welche auf der Veste über der Stadt in ganz leidlichem Gewahrsam gehalten wurden. Sie trieben oben nach junger müssiger Leute Art allerlei Kurzweil, und weil sie den Schloßkappellan, der ein Mönch/ war, wahrscheinlich ob seiner Strenge und finstern Wesens nicht recht leiden mochten, so streuten sie ihm einmal heimlich Erbsen auf die Treppe, und erhoben ein großes Gelächter, als der Mönch zur Treppe herunterpurzelte. Diesen Junkerstreich nahm der Mönch sehr übel, ging hin zum Herzog und verklagte die schlimmen jungen Gesellen. Der Herzog mochte wol auch sonst noch gereizt sein, er gerieth daher noch mehr in großen Zorn, und schwur dem Mönche zu, er solle furchtbar gerächt werden. Man solle sie in der Mitternachtstunde mit dem Schwerte richten, und so viele Häupter sollten fallen, als Honrstöße vom Thurme der Hauptkirche durch die Nacht schallen würden. Dieses harte und überstrenge Blut-Urtheil kam der Herzogin zu Gehör, und es jammerte sie der Edeljuncker junges Leben, sie lag daher ihrem Herrn und Gemahl mit inständigen Bitten an, jene, da sie kein todeswürdiges Verbrechen begangen, doch am Leben zu lassen, und so schmeichelte die edle Herrin dem Herzog das Leben von Eilfen ab, einer aber solle sterben, damit ein Beispiel der Warnung gegeben werde. Doch auch diesen Einen hoffte die Herzogin noch zu retten, denn sie bestach den Thürmer, und ließ ihn zu sich rufen, nach der eilften Stunde, und ihn in einem Zimmer bewirthen, dessen Ausgang verschlossen wurde. Damit aber doch die eilf Junker einige Angst empfänden und sich das Gelüst vergehen ließen, gegen alte und ehrwürdige Männer mit Jungenstreichen vorzuschreiten, wurden sie dennoch gleichsam zur Hinrichtung geführt, und fanden im Schloßhofe Blutbock und Beil und den Henker ihrer harrend, und die Augen wurden ihnen verbunden. Der rachsüchtige Mönch hatte leider die erfolgreiche Fürbitte der Herzogin erfahren, auch daß sie den Thürmer sicher/ gemacht, und eilte nun voll teuflischer Rache selbst auf den Thurm und als die Mitternachtglocke ihre zwölf Schläge gethan, stieß er in das Horn und ließ weit hinaus und stark und laut den ersten Hornruf erschallen. Der Scharfrichter, der von des Herzogs geändertem Befehl nichts wußte, schlug dem ersten Junker das Haupt ab; so dem zweiten, dem dritten, dem vierten und allen folgenden. Die Herzogin fiel vor Schrecken in tiefe Ohnmacht, der Herzog war außer sich, und eilte nach dem Thurme, da fand er statt des Thürmers, den er züchtigen wollte, den rachesüchtigen Mönch und durchbohrte ihn auf der Stelle mit dem Schwerte, worauf er den Gerichteten packte und vom Thurme hinabwarf. Seitdem

umwandelt der Mönch als Spukgeist mit einem Schlüsselbunde den Thurm, und zu Zeiten, wenn der Stadt oder dem Lande Unheil droht, so tutet er auch auf eine schaurige Weise. Diese Sage von 12 hingerichteten Edeljüngern deutet in das nachbarliche Frankenland, wo Bischof Iring von Würzburg, ein Rheinsteiner, 12 gefangene Ritter, sämtlich des Geschlechtes von Altenstein, treulos und widerrechtlich ermorden ließ. Und wäre nicht Seifried, der dreizehnte, in fremde Lande ausgefahren, so würde keiner des Geschlechtes übrig geblieben sein. (I S. 11-13)

### **TSB Nr. 11: Die Stadt im Lautergrunde**

In der Richtung von Coburg nach Eisfeld zu liegt ein freundliches Thal, das ein Bächlein durchfließt, die Lauter genannt, darinnen liegen auch die Dörfer Unter- und Oberlauter, Tiefenlauter und die Lauterburg. Dort stand vor Zeiten eine große Stadt, in welcher lauter Freude wohnte, und kein Leid. Mag schon sehr, sehr lange her sein, daß solches goldene Zeitalter herrschte. Die Menschen, die in jener Stadt wohnten, waren alle zufrieden, es gebrach ihnen an nichts, sie waren ganz glücklich; und da geschah es, daß eines Jahres der Tag Allerseelen kam, an welchem die Kirche gebietet, Leid zu tragen um die Verstorbenen. In der glücklichen Lauterstadt aber war niemand gestorben, und ihre Bewohner sprachen unter einander: Was sollen wir ein Trauerfest begehen, da wir deß keine Ursache haben, und keiner von uns Trauer hat? Lasset/ solches Fest uns nicht begehen! – Darauf aber fügte es Gott, daß ein Kindersterben unversehens sich anhub, und zwar mit so schrecklicher Gewalt, daß alle Kinder starben, fast in jedem Hause eine Leiche war und kaum Raum auf dem Kirchhofe für die zahllosen frischen Gräber. Da gab es Trauer in Fülle, herzerbrechende, zermalmende Trauer, und Zug um Zug nach dem Gottesacker zu den offenen Gräberreihen. Und wie die Bevölkerung der ganzen Stadt droben stand auf dem Friedhof, und Millionen bittre Thränen flossen, da war es Nacht in allen Aelternherzen, und dann wurde es Nacht vor aller Augen, und die Kirche sank und der Kirchhof sank, und alle die Gräber und alle Särge und alle die Leidtragenden sanken tief, tief hinab, auf daß alle die Letzteren ruhen sollten bis zum Allerseelentage der Auferstehung. So ward die glückliche Stadt eine öde Stätte, und was von ihr übrig blieb, das wurden lauter Dörfer. Am Allerseelentage aber hört man in der Tiefe die Glocken der versunkenen Kirche läuten. (I S. 20/1)

### **TSB Nr. 23: Wassergeist Hackelmärz**

Das Begegnen eines männlichen Wassergeistes mit bestimmtem Namen ist in den Sagen Thüringens von sehr seltenem Vorkommen, daher ist um so mehr darauf zu achten. Es ist aber überhaupt die Gegend und das uralte/ vormals hennebergische Städtchen Themar sehr sagenreich, und voller mythischer Anklänge. Der Hackelmärz wohnt in der Werra und Schleuse; die Kinder fürchten ihn sehr, wenn sie baden und machen sich einander gegenseitig mit ihm zu fürchten, indem sie rufen: „Hu! Reiss' aus! Der Hackelmärz kommt!“ Sie denken sich ihn lang, dürr, graugrünbärtig mit geschlitzten Schlappohren, der nach ihnen fahndet, wenn sie baden, und sie dann unter dem Wasser erstickt. Man kann bei dem Namen an den westphälischen und harzischen wilden Jägergeist Hackelbernd und Hackelberg denken. Bernd ist, wenn man nicht an eine höhere mythische Deutung zu glauben geneigt ist, der zusammengezogene Name Bernhard, und März ist Martin, wie man im Hennebergischen Lurz aus Lorenz, Murz aus Moritz bildet.

Auch das Andenken der Frau Holle lebt in diesem Thale fort; die Kinder sagen, wenn es im Winter so recht in dicken Flocken schneit: Die Fra Holl schüttelt ihr Federbett aus. –

Die Macht des Hackelmärz erstreckt sich weit; zwischen der Mühle von Rappelsdorf bei Schleusingen und der Papiermühle bei Schwarzbach, am Anfange des in die Schleuse mündenden Schwarzbachs, muß der letztgenannte Fluß alle Jahre einen Todten haben. (I S. 36/7)

#### **TSB Nr. 40: Vom Grimmenthal**

Ganz nahe dem Werrathale, da wo die vom Dorfe Schwarza herabkommende Hasel beim Dorfe Einhausen in die Werra fällt, liegt die merkwürdige Stätte der am Ausgange des Mittelalters weit und breit berühmt gewordenen Wallfahrt zum Grimmenthal. Das ganze schöne Seitenthal des Werrathales, welches die Hasel durchrollt, nannte man vor alten Zeiten das Grünthal, von dem Schmelze seiner grünen Wiesen, und selbst das Siegel der Wallfahrtskirche mit dem Bilde einer Madonna über dem Henneberger Wappen führt noch die Umschrift: Maria im Grinthal. Dort stand seit undenklichen Zeiten ein alter halbvergessener Bildstock mit einem Muttergottesbilde unter einer umfangreichen Linde. Ein alter Rittersmann, Namens Heinz Teufel, der früher in Kriegsdiensten des Bischofs von Würzburg gestanden, und sich in das Dorf Obermaßfeld in ländliche Ruhe zurückgezogen hatte, kam einst am Abend von einem Jagdritt das Thal herab und an die Nähe des Bildstockes und der Linde, von wo aus er noch ein Viertelstündchen nach seinem Dorfe zu reiten gehabt hätte, allein er wurde plötzlich von einem überaus heftigen Gebrest überfallen, daß er sich vom Pferde und vor dem alten Bildstock niederwarf, und herzhaft zu der Mutter Gottes flehte, ihm beizustehen. Und siehe, er fand Erhörung und widmete sich nun ganz und gar dem gnadenreichen Bilde. Erst ließ er es säubern vom Gestrippe und Dornenbüschen, die es umwucherten, dann überdachen, dann eine Kapelle darüber bauen, und pries dankbar des Bildes Hülfe, wie er nur vermochte. Darauf wurde die/ Marie im Grünthal berühmt nach allen Seiten hin, und es strömten Lahme, Blinde und Menschen mit jeglichem Gebreite beladen herbei, dort Hülfe zu finden, und vielen, sehr vielen hat ihr Glaube geholfen. Dann wurde eine prachtvolle Kirche erbaut vom Fürstgrafen Wilhelm von Henneberg, die hatte 14 Altäre, und es gedieh dahin, daß man in einem Jahre der Waller nicht weniger als 40000 zählte. Ja es sollen im Jahre 1503 auch 300 Ritter aus Aethiopien oder Mauretanien all dort gewesen sein, die Hülfe gegen die damals fürchterlich wüthende Krankheit der Lepra suchten, welche schlimme Krankheit nach der Homöopathen Behauptung ein jeder Mensch still und maskirt in seinem Leibe herumträgt. Uns will bedünken, die „trecenti Mauri equites“ der Ueberlieferung dürften ebenfalls Zigeuner gewesen sein. Die Wallfahrt stand in ihrem höchsten Flor, als Luther auftrat, von ihr hörte, gegen sie eiferte – er war es ohne Zweifel, der zuerst den unschuldigen Namen Grinthal (wie man damals sprach) in das schimne Grimmenthal umwandelte, und in seinem Grimme den Wallfahrtort ein rechtes vallis furoris, Thal des Grimmes, schalt. Schnell, wie sie aufgeblüht war, blühte die Wallfahrt ab, die alte Linde aber, deren fast erstorbener Stamm 36 Fuß im Umfang klaftert, der stärkste aller starken Bäume Thüringens – grünt dennoch jedes Jahr, und trägt noch Blüten, und nährt noch Bienen. Er versinnbildet der Sage ewig junges Leben. (I S. 62/3)

#### **TSB Nr. 42: Frau Holle und der treue Eckart**

Eine Wegstunde überm Dorfe Rohr liegt der preußische Stadtflecken Schwarza. Dort ist es einstmals geschehen, daß die Frau Holle in den Zwölfen mit ihrem wüthenden Heere hindurchzog „vor welchem der treue Eckart hergegangen, und die Leute gewarnt, daß sie sollten aus dem Wege gehen.“ Da fügte es sich, daß demselben zwei Knaben aufstießen, die aus dem nächsten Dorfe Bier geholt, und als sie die Schatten ansichtig wurden, versteckten sie sich in einen Winkel. Einige Furien aber eilten nach, nahmen ihnen ihre Kannen ab und tranken das Bier aus. Wie nun alles vorübergezogen war, wagten sich die erschrockenen Knaben schüchtern hervor, und schickten sich an, betrübt nach

Hause zu gehen, denn sie hatten kein Geld anderes Bier zu holen, und wußten nicht, was sie vorwenden sollten, wenn sie mit leeren Kannen kämen. Wie sie nun noch unentschlossen mit einander berathschlagten, kam der treue Eckart zu ihnen, und sagte: Ihr habt wohl gethan, ihr Knaben, daß ihr euer Bier freiwillig hergegeben, sonst wären euch von den Furien die Hälse umgedreht worden. Gehet nur getrost mit euren Kannen nach Hause, sagt aber unter drei Tagen niemanden, was ihr gesehen habt und was geschehen ist. – Die Knaben leisteten dem treuen Eckart willige Folge und wie sie nach Hause kamen, so waren die Krüge voll, und wer davon trank, dem schmeckte das Bier noch mehr, und es nahm nicht ab, so wacker auch davon gezecht wurde. Und so lange die Kinder schwiegen, so lange ging das Bier nicht zu Ende, bis die 3 Tage herum waren, und die Knaben nun zu plaudern wagten, da war nun zwar der Durst allseitiger Neugier gelöscht, aber der Durst nach noch mehr von dem trefflichen Biere fand keine Löschung mehr, denn die wachsende Fluth in den Kannen war versiegt. Der Schriftsteller welcher einem früheren diese Geschichte nacherzählte, fügte ihr gar klug und weise die Nutzenanwendung hinzu: „Das sind nun freilich solche Historichen, welche die Bauern in der Schenke auf den Bierbänken, oder die Mägde beim Spinne-Rocken einander erzählen.“ – und hatte gar keine Ahnung davon, welches günstige Zeugniß für eine Sage er niederschrieb, und wie er der örtlichen Sage dieser Gegend einen Vorschub leistete. Wir aber können nun von Schwarzra aus den wilden Heeres- und Hollenzug in dieser Gegend vom Thüringerwaldgebirge hinüber auf Gefilde fränkischen Bodens verfolgen. (I S. 66/7)

#### **TSB Nr. 45: Das Mädchen von Schwarzra**

Im Flecken Schwarzra saßen einstmals viele Mädchen in einer Spinnstube beisammen und sprachen und scherzten allerlei. Da wurde auch die Frage aufgeworfen, ob wohl eine so beherzt sei, hinaus auf den vor dem Ort gelegenen Gottesacker zu gehen, und zum Zeichen ihres Dagewesenseins einen Todtenkranz zu bringen? Alle scheuten sich vor dem Frevel, bis auf Eine, die Muth zeigte, es zu thun, und auch sofort, als es eine Wette galt, den Weg antrat. Der Mond schien hell. und die kecke Dirne gelangte bald an ihr Ziel. Doch da sie an die Gottesackerkirche kam, gewahrte sie ein Pferd an dieser angebunden, und bemerkte durch die Kirchenfenster Lichtschimmer. Leise zur angelehnten Thüre schleichend, gewahrte sie einen Mann, welcher beschäftigt war, mehrere Kostbarkeiten in die Altardecke einzupacken, und barg sich dann, als der Mann der Thüre sich näherte, in einen Winkel. Sie sah, wie der Räuber Alles auf sein Pferd band, und als dieser noch einmal in die Kirche zurück ging, um das Licht zu verlöschen, schwang sie sich rasch auf das Pferd, und trieb es zum Dorfe hinein. Der Räuber hörte den davon eilenden Schritt des Rosses, und eilte in wilder Hast mit gezogenem Schwerte nach, die Dirne aber ritt stracks zum Hause hinein auf die Flur, und schlug die Thüre in dem Augenblick zu, als der rasche Verfolger einen Hieb nach ihr führte, der nun nur die Thüre traf, davon das Wahrzeichen noch zu sehen sein soll.

Die Mädchen in der Spinnstube hatten in ängstlicher Spannung der Rückkehr ihrer Kameradin geharrt, als sie/ nun auf einmal das Pferdegetrapp vernahmen und den tosenden Hufschlag außen auf der gedielten Hausflur. Sie öffneten verwundert die Stubenthüre und empfingen die Reiterin, die mit Herzklopfen ihr Abenteuer erzählte. Es wurde nun das Paket geöffnet, darin sich allerlei glänzende Kostbarkeiten fanden, zum großen Erstaunen der Anwesenden. Am folgenden Tage wurde alles Kirchengut zurückerstattet und die Maid behielt nichts für sich, als eine purpurrothe Altardecke, die der Räuber in einer andern Kirche mitgenommen, die nicht zu ermitteln war. Daraus ließ sich die Dirne ein Mieder machen, das sie am nächsten Kirchweihstage trug. Da tanzte die kecke Dirne frisch auf, und es kam auch ein stattlicher fremder Herr, der sie fest in's Auge faßte, und auch um einen Reigen bat. Und wie sie so im wirbelnden Tanze dahinfliegen, zuckte er einen Dolch hervor, und stach sie

mitten in das Herz, daß sie tod niedersank, und verschwand. Das war der Räuber, dem sie seinen Raub entführt.

Diese Sage begegnet auch an andern Orten, so z.B. in Königshofen in Franken, in ziemlich ähnlicher Weise. (I S. 72/3)

#### **TSB Nr. 46: Das Vögelein**

Im Dorfe Dillstedt ist ein Platz, dem Wirthshause gegenüber, den nennen die Leute in ihrer Volkssprache nur die „Malschtt“, soll heißen Malstätte, die Stätte des Gerichts, und es war üblich, daß jeder Hochzeitzug, wenn er sich nach dem Wirthshause begab, über diese Stätte/ sich bewegte. Seitwärts auf dem Mäuerlein grünte eine Harchels(Stachel)beerhecke. Nun geschah es, daß auch einstmals ein Brautpaar fröhlich und glücklich, die Musik voran, die Gäste in langen Reihen hinter sich, über die Malschtt zog. Siehe da saß in der Hecke ein schneeweißes Vögelein und sang:

„Heut wirst du hinauf geklungen,  
Und übers Jahr hinauf gesungen!“

Das hörten aber die Brautleute kaum in ihrer Glückseligkeit. Aber wie das Jahr um war, so wurden beide von einer schnellen Seuche hingerafft, und wurden mit Trauerbegleitung und Todenliedern desselben Weges getragen, aber nicht hinauf ins Wirthshaus, sondern hinauf auf den Gottesacker. Seitdem das geschehen ist, geht kein Brautzug mehr über die Malschtt nach dem Wirthshaus, sondern es wird lieber ein großer Umweg gemacht. (I S. 73/4)

#### **TSB Nr. 47: Das verwünschte Dorf**

In der Flurmarkung von Dillstedt liegt eine Wüstung, die hat jetzt den Namen Germelshausen; da hat vor Zeiten ein Dorf gestanden, das war schon im Jahre 800 vorhanden, und wurde Geruvineshusen geschrieben. So seltsam wandeln sich im Laufe der Jahrhunderte die Namen der Ortschaften um. Dieses Dorf schwand von der Erde hinweg, ohne daß man zu sagen weiß, wie? Im Jahre 1267 war es noch vorhanden, um im Jahre 1464 wird es schon in Erbziinsregistern des Klosters Rohr eine Wüstung genannt. Es ist mit demselben gegangen wie mit dem/ verschwundenen Gertles (s. Sage 37.) Die Sage geht, Germelshausen sei verwünscht worden; von wem und weshalb? das verschweigt sie. Bisweilen findet und sieht es wol Einer, aber das soll gar nicht gut sein. Es mögen wol hundert Jahre her sein, daß der Feldscherer von Diezhausen durch den Grund kam, der von Marisfeld herab nach Rohr zieht, dem Görtzbach entlang, da kam er durch ein Dorf, sah die Leute in die Kirche gehen, aber in düstern grauen Kutten, altväterisch und wie die Tracht von lauter Leidtragenden. Er ging durch das Dorf und kam nach Rohr, wo alles in bunter Tracht einher ging, und fragte nach dem Dorfe, durch das er gekommen sei, von Marisfeld herunter, aber da sagten die Leute: Zwischen Rohr und Marisfeld liegt kein Dorf.

An einem Dillstedter Kirmsentage ging ein Wichtshäuser Mann, der Schuhmacher Heinrich Messing, aus Altenberga gebürtig, von Wichtshausen aus nach Marisfeld. Er kannte diese Gegend nicht, und betrat sie zum erstenmale, Da lag ein Dorf vor ihm, dessen Häuser er sah, dessen Hähne er krähen hörte, und vor ihm her ging eine Frau, die eilte dem Dorfe zu. Der Heinrich Messing rief diese Frau an, sich bei ihr des Weges zu befragen, aber sie antwortete nicht und schien ihn nicht hören zu wollen, und er konnte sie nicht ereilen, und endlich führte sein Weg auch gar nicht in jenes Dorf hinein. Am Wege aber lag ein Teich, der war ganz ingeraset und fast ohne Wasser, und der Mann wunderte sich darüber, daß man den schönen Teich so gänzlich vernachlässigt habe. Indessen kam der Schuh-

macher glücklich nach Marisfeld, verrichtete sein Geschäft, sah aber bei der Rückkehr auf demselben Wege weder jenes Dorf, noch jenen Teich. Nach/ Wichtshausen zurückgekehrt, fragte Messing einen Nachbar nach dem Namen jenes Dorfes, und erzählte ihm, was ihm begegnet, auch daß er das Dorf auf dem Rückwege nicht wieder gesehen. Da nahm jener Mann eine sehr ernste und bedenkliche Miene an, und sagte: Es ist sehr gut, daß Ihr jener Frau nicht weiter gefolgt seid – sie hätte Euch vielleicht so geführt, daß Ihr nimmer wieder gekommen wäret. Ohne Zweifel habt Ihr das verwünschte Dorf Germelshausen gesehen, das dort herum gelegen hat, und es ist dort gar nicht geheuer. (I S. 74-76)

#### **TSB Nr. 49: Der grünende Pfahl**

Wie in der Welt der Mythe die Wuotans-, Hulda- und Wichtleinsagen einen äußerst zu beachtenden wichtigen Grundzug abgeben, so ist ein solcher auch im Bezug auf das Stabwunder vorhanden, das in der Legende vom heiligen Christoph, in der Bekehrungssage vom h. Bonifacius in Thüringen, in der Tanhäuser Sage u.A. vor Augen tritt, und sich in der ungleich späteren Hexensage sogar noch einmal verjüngte.

Nahe über dem schon einigemal genannten Dorfe Untermaßfeld bei Meiningen, dicht über dem rechten Ufer der Werra, erhebt sich der Hexenberg, dessen Gipfel in den Zeiten der Hexenbrände als Feuergerichtsstätte dienen mußte. Gleich wenn man über die Werrabrücke herüber war, kam man an einer alten verfallenen steilen Staffel vorbei, welche noch immer die Hexentreppe heißt. Nun war ein armer Jüngling aus Leuterdorf Namens Hans Schau als der Hexerei verdächtig, eingezogen worden, und wurde im Amte zu Maßfeld schrecklich gefoltert, betheuerte lange seine Unschuld, bis die Folter ihm dennoch ein Geständniß abpreßte, und da kam bald darauf von Jena das Urtheil des hochweisen und stets unfehlbaren Schöppenstuhls, daß der Hans Schau brennen sollte. Er wurde zum Dorfe hinausgeführt, über die Werrabrücke, die Hexentreppe hinauf, den Hexensteig hinan. Etwa auf des Weges Mitte schlug man Pfähle ein, um Bäume daran zu pflanzen und zu befestigen, da blieb bei einem dieser Pfähle der Jüngling stehen, und rief dem Volke zu: So gewiß ich unschuldig bin, so wahr wird Gott der/ Herr ein Wunder thun, und Leben geben diesem dürren Pfahle, und ihn zum grünenden Baume ausschlagen lassen. Man lachte seiner, führte ihn vollends hinauf zum Gipfel und verbrannte ihn.

Wie aber die Leute wieder herunter kamen, siehe, da sproßten schon braune Zweiglein aus dem dürren Pfahle, und Knospen daran, die brachen auf, und es trieben grüne Blättlein hervor – und da war schon das Wunder geschehen. Das wunderte sich jedermänniglich und den Richtern wurde seltsam zu Muthe, und es ist hernach niemand mehr im Amte Maßfeld Hexerei halber oder sonst verbrannt worden. Der Pfahl aber wurde eine starke Buche, und zwar am ganzen Hexenberg die einzige, und sie steht noch immer, und kann sie jedermann sehen, und von jedem Kinde sich die Mär erzählen und bestätigen hören. (I S. 78/9)

#### **TSB Nr. 60: Rothe Sechse**

Im Amtsflecken Tiefenort, unter dem alten Burgschlosse Krainberg im Werrathale steht ein steinerne ritterliches Haus. Das soll, der Sage nach, ein Ritter besessen haben, welcher das Spiel über alles liebte. Er ver/spielte Hab und Gut, und setzte zuletzt auch noch sein Haus auf die Karte. Durch ein Trumpfblatt, durch die Roth Sechse gewann der Gegner, und nahm darauf den Namen von Spielhaus an, und die glückbringende Karte in sein Wappen. Nach der Hand kam die Familie dieses Besitzers von Tiefenort weg, aber über dem Hause blieb noch das zierlich in Stein gehauene Wappen des



Gewinners, und das Gut heißt noch immer das Spiel-Hausische. Auch über dem Edelmanns-Stand hängt der ritterliche Schild mit der Spielkarte, sechs rothe Herzen je zu dreien über einander gestellt, im der Länge nach getheilten Felde von Schwarz und Silber. Als Helmzier ragt ein Arm empor, der die Karte hält. Wenn der Pfarrer ein Freund von Karten ist, so kann er sich jedesmal, so oft er predigt, an diesem Bilde erbauen, denn es hängt unmittelbar der Kanzel gegenüber. In derselben Kirche neben der Kanzel steht ein steinernes Denkmal mit dem Bilde des Grafen Adam von Beichlingen, der auf dem Schlosse Krainberg starb. Dieser Umstand hat Ursache zu einer Variante der Roth-Sechsen Sage gegeben. Der Graf Beichlingen selbst soll der leichtsinnige Ritter gewesen sein, und alles verspielt haben, da hätten seine Verwandten unter der Bedingung noch einmal seine sämtlichen Spiel- und anderen Schulden bezahlt, daß er die Karte in sein Wappen nehme. Diese letztere Sage scheint eine gemachte. Graf Adam von Beichlingen war ein gelehrter Staatsmann, wurde vom Kaiser Maximilian selbst mit dem Schwerte Carls des Großen zum Ritter geschlagen, war kaiserlicher oberster Kammerrichter zu Speier, Marschall der Landgrafschaft Thüringen, und wurde Schwiegersohn Landgraf Wilhelms des Weisen zu Hessen-Cassel. Er mußte/ allerdings seine Grafschaft Beichlingen vieler Schulden halber verkaufen, kaufte aber die Herrschaften und Schlösser Krainberg und Gebesee. Sein steinernes Epitaphium stellt ihn geharnischt, mit gefalteten Händen und knieend dar; in den Ecken zeigt es die beichlingenschen, mansfeldischen und rothenburgischen Wappenschilde. (I S. 96-98)

#### **TSB Nr. 64: Die drei Auflagen**

Im Thale der Werra liegen zur Rechten des Ufers noch heute die umfangreichen Trümmer des vormals sehr stattlichen Schlosses Brandenburg, welche Burg der Wohnsitz eines in dieser Gegend reich begüterten alten Thüringischen Grafengeschlechtes war. Die Grafen hatten das Recht, den Fleischern in Gerstungen ihre Taxe festzustellen, auch bedurften diese nicht früher von dem Schlachtvieh etwas verkaufen, bis der Fleischbote von der Brandenburg mit seinem Esel und der Taxe kam, und die besten Stücke vorweg holte. Dieser Fleischbote hieß Lim/pert und war ein lahmer Krüppel, der stets des Sprüchleins eingedenk war: langsam kommt man auch weit, der seinen Esel nie zur Eile trieb, und seinen Hohn und Spott darüber hatte, wenn die Fleischer, von ihren übrigen Kunden gedrängt, in Verzweiflung waren und ihn mit Scheltworten empfingen. Da der Krüppel sein kommen mit Absicht immer mehr und mehr verzögerte, so schwur der Gildemeister ihm zornig zu, er wolle ihm Beine machen, wenn er noch einmal so lange säume. Das wolle er sehen! antwortete Limpert, und nahm die Drohung wörtlich, indem er nun in der That gerade noch einmal so lange zu kommen säumte, als er bisher gesäumt hatte. Darauf machte der Gildemeister dem Krüppel Beine in die Ewigkeit – er schlug ihn tod, ließ ihn in Stücke hacken, mit diesen Stücken die Fleischkiste des Esels füllen und letzteren zur Burg treiben. Diese That erregte sachgemäß den wüthendsten Zorn des Grafen gegen ganz Gerstungen; er befohdete das Städtlein, und ließ es keinen guten Tag mehr sehen, bis flehentlich unter Erbietung jeder Sühne um Gnade gebeten wurde. Darauf verlangte der Graf zur Sühne seines ermordeten Limpert drei Scheffel voll Silberheller, alle einen und desselben Gepräges, drei himmelblaue Windhunde und drei mannshohe Eichenstäbe ohne Knoten. Diese drei Auflagen sollten binnen Jahresfrist beigeschafft sein, oder die Metzgerzunft in Gerstungen solle ihre Unthat blutig und schrecklich büßen. Da war guter Rath theuer, doch endlich wurde er gefunden. Der Rath verkündete, daß er auf eine gewisse Sorte Silberheller des Stiftes Fulda, das deren sehr viele geprägt, Agio zahlen wolle, da strömten Juden und Bettelleute in Menge herbei und schafften Heller, bis die drei Scheffel voll waren und die Silberheller wieder im Course sanken. Drei schneeweiße Windhunde wurden in ein Zimmer gesperrt, dessen Fenster von blauem Glase waren, und das ganz blau angestrichen war. Blaugekleidete und blaugefärbte Wärter fütterten die Hunde aus blauen Geschirren mit Blaukohl und gebratenen Blaumeisen und Blaukehlchen. Davon begannen die Hunde endlich selbst blau anzulau-

fen, und warfen blaue Junge. Mittlerweile wurden drei junge Eschenschossen in Glasröhren zum Wachstum getrieben, da war kein Raum, Knoten anzusetzen, und so waren nicht ohne große Sorgen, Kosten, Last und Mühe die drei Auflagen erfüllt, und Gerstungen hatte wieder guten Frieden. Der Graf von Brandenburg aber behielt sein Recht der Fleischtaxe, schaffte sich einen andern Krüppel zum Fleischboten an, und behielt den alten Esel zum Fleischboten bei, der mittlerweile lahm geworden war. Nächst dem mußten die Gerstunger Metzger ihren Fleischscharrn abrechen, und dafür ein Pfründenhaus für arme Krüppel erbauen, auch wurde auf die Stelle, wo sie den Limpert zerhackten, ein breiter Stein gelegt, der liegt noch und heißt der Limpertstein, ein Andenken und zugleich ein Spiegel, nämlich der Warnung.

Diese Sage wiederholt sich unter ziemlich gleichen Umständen auch anderwärts, namentlich in der Stadt Osnabrück mit einem Grafen Tecklenburg. (I S. 101–103)

### **TSB Nr. 65: Das Lindigsfrauchen in Gerstungen**

Bei Gerstungen soll noch ein Schloß gelegen haben, das Lindigsschloß geheißen, darauf lebte ein Burgfräulein, schön vom Körper und wundersam begabt mit Geist, daher es auch Umgang pflog mit den Geistern des Thalflusses, den Nixen, und jenen der Berge, mit den Wichtlein im Werra-thale. Solche Neigung wurde den Aeltern des Fräuleins kund und mißfiel ihnen, sie sendeten daher ihr allzuegstreiches Kind in ein Kloster. Im Kloster gefiel sich aber die Jungfrau keineswegs und sah dieselbe es daher gar nicht ungern, daß ein junger Graf von Brandenburg sich sterblich in sie verliebte, sie aus dem Kloster entführte und sich mit ihr vermählte. Aber auch als Gräfin von Brandenburg vermochte jene Huldin ihre Neigung zur dämonischen Welt nicht aufzugeben; sie hatte viele heimliche Zusammenkünfte mit der Werranixe, deren Schloß just unterm Wasserspiegel zunächst der Brandenburg lag, und durch geheime Gänge mit dem Schlosse auf dem Berge in Verbindung stand. Sie gelobte ihren einzigen Sohn der befreundeten Wasserfeine, und diese säumte nicht, denselben, als er zu Jünglingsjahren gekommen war, in ihr Reich hinabzuziehen. Seine Mutter wurde nicht alte; sie starb, ohne zu beichten und von ihren Sünden losgesprochen zu werden, und daher gelangte ihre arme Seele auch nicht in den Himmel, sondern in das Zwischenreich, dessen Bewohner und Bewohnerinnen von Zeit zu Zeit noch auf Erden umher geisten müssen. Selbiges Loos fiel denn auch dieser Gräfin von Brandenburg; sie muß alle sieben Jahre einmal erscheinen, als Matrone/ gekleidet, einen Leidschleier um den Kopf, ein Schlüsselbund in der Hand, und im Gesichte so weiß wie ein Quarkkäse. So erscheint sie auf der alten Lindigsburgstätte, und davon heißt sie das Lindigsfrauchen, dann aber auch unter der Brandenburg und auch auf dem Wege von Gerstungen nach dem ehemaligen Kloster im Kolbacher Thale, wo sie als Nönnelein gelebt hatte. Das Lindigsfrauchen hat die nicht sehr angenehme Eigenheit, sich nächtlichen Wanderern aufzuhocken, und so sehr ätherisch sie im Leben gewesen sein mag, als sie noch mit ätherischen Wesen Umgang gepflogen, so irdisch schwer wurde sie denen, die sie hockeln mußten. Wer sie aber bis ans Ziel, wohin sie just getragen sein will, hockelt, dem erschließt sie Gewölbe und Keller voll Schätze, und macht ihn über die Maßen reich. Die Sage theilt aber mit, daß von solchem hockeln ein Bauer, Namens Oehme, ein Fleischer, Namens Rösing und Andere den blassen Tod davon getragen haben, nennt aber keinen, der zur Zeit durch das Lindigsfrauchen glücklich geworden. (I S. 104/5)

### **TSB Nr. 67: Farrnsamen**

Dem Farrnsamen schreibt der Volksglaube in Thüringen die Kraft zu, diejenigen unsichtbar zu machen, die ihn in der Mitternachtstunde auf den goldenen Sonntag oder in der Johannisnacht erlan-

gen. In dieser Nacht gelangt der Same zur völligen Reife, fällt dann ab, und verschwindet plötzlich. Auch hat, wer diesen Samen besitzt, Glück im Spiele und kann jeden Tag zum Freischütz werden, denn jeder Schuß, den ein solcher Mann thut, fehlt nimmer. Manche setzten schon Leib und Leben, ja das Heil ihrer Seele daran, Farrnsamen zu erlangen, oft mit großer Fährlichkeit – daher dieser Same auch Fahrsame genannt wird – und es schlug ihnen dennoch fehl; andere, die nicht danach suchten, die fanden und hatten ihn sonder Mühe und Fahr. So erging es einem Manne zu Berka. Sein Fohlen verlief sich im Walde, er suchte es lange, und fand es nicht – erst nach Mitternacht ging er verdrüßlich nach Hause und wußte nicht, daß er von Ungefähr auf reifendes Farrnkraut trat, und vom Samen ihm etwas in die Schuhe fiel. Erst gegen Morgen erreichte er sein Gehöft, mochte sich nicht erst zu Bett legen, sondern setzte sich, um auszuruhen, auf den Lehnstuhl am Ofen. Seine Frau, seine Kinder, sein Gesinde traten nach einander in die Stube, niemand bot ihm guten Morgen, niemand that, als ob der Hausherr zugegen sei. Jetzt sagte er: Ich habe das Fohlen nicht finden können. – Alle erschrecken vor der bekannten Stimme, und die Frau rief: Mann! Wo bist Du denn? – Der Mann erhob sich vom Stuhle, trat unter die Seinen und sagte: Da bin ich ja; ich stehe ja/ vor Dir, Frau – aber niemand gewährte ihn. Da merkte er seine Unsichtbarkeit, aber sie wurde ihm lästig, und da ihn etwas der Schuh drückte, so zog er diesen aus und klopfte ihn aus, und da fiel der Wünschelsame heraus, und wurde alsbald unsichtbar, denn seine Findestunde war vorüber. Der Finder aber war wieder sichtbar geworden, und froh, die bedenkliche Gabe los zu sein, denn die Wiedererlangung seines Fohlens war ihm lieber, als die bedenkliche Gabe des bösen Fol. (I S. 107/8)

### **TSB Nr. 70: Wichtlein im untern Werrathale**

In dem ganzen Thalgebiete der Werra, da wo die Hörsel in dieselbe einmündet, kommt die mythische Trias, der Hulda, der Wichtlein und der wilden Jagd abermals zu mannichfaltiger sagenhafter Erscheinung. Schon in Mitten der Wegstrecke zwischen Tiefenort und Berka an der Werra liegen die Huldnerberge. In den sogenannten Göhringer Steinen läßt die örtliche Sage eine Hulda als Wasserfeine in einer Krystallgrotte wohnen, und mit Wichtlein bevölkert sie das Werrathal/ schon von Gerstungen an, über Berka herab, dann über Sallmannshausen und Hörschel bis Spichra. Der wilde Jäger heißt in dieser Gegend nicht Wode, obschon der Namensklang des nicht allzufern im Hörselthale liegenden Dorfes Wutha, das 1170 noch Wutensberc hieß, lebhaft an ihn erinnert, sondern er heißt Elbel, ein so rein mythischer Name, daß er keiner erklärenden Deutung bedarf. Nur der anderorts hervortretende Zug, daß der wilde Jäger die Wichtlein jagt und verfolgt, scheint in dieser Gegend zu fehlen, kann aber auch unversehens noch aufgefunden werden. In Gerstungen im Schlosse ist ein schöner Pferdestall, allein es hält darinnen kein Pferd aus, sie werden wüthend, schlagen aus, schäumen, bäumen sich, zerreißen Ketten und Halftern. Es wohnen Wichteln unterm Stalle, das ist die Ursache, denn zwischen Pferden und diesen Geistern besteht Feindschaft. Reitet doch der Wode, der die Wichtelmännlein und Wichtelweiblein jagt und ist doch Rache der Grundzug im Charakter der ganzen dämonischen Welt. Einem Bauer im obenerwähnten Dorfe Dankmarshausen fiel ein Pferd nach dem andern, und dem Manne drohte die Gefahr, an den Bettelstab zu gelangen. Als er eines Abends über die Hausflur ging, hörte er ein Flüstern unter einer umgestülpten Wanne. Als er darunter sah, gewährte er vier Wichtlein, welche aus einem in der Flur stehenden Backtroge Teig genommen hatten, und Brot daraus kneteten. Knete zu, knete zu! sprach einer zum andern, und der Bauer sah verwundert zu und schwieg. Ein anderer hätte vielleicht gescholten. Weißt Du auch, Mann, warum Deine Pferde fallen? fragte das älteste Wichtelmännchen. Ich will Dir's sagen, daß Du es weißt. Weil wir unter dem Stalle wohnen, und weil/ wir die Pferde hassen. Bringe Deine Pferde in einen andern Stall, so werden sie vor uns Ruhe haben. Freudig befolgte der Bauer diesen Rath und die Wichtlein blieben

bei ihm, waren ihm im Haushalt förderlich und hilfreich, und er wurde durch sie der reichste Mann in Dankmarshausen. (I S. 110-112)

### **TSB Nr. 71: Der Wichtlein Ueberfahrt**

Im Spatenberge ohnweit und unterhalb Spichra, am rechten Ufer der Werra, öffnet sich eine kleine Höhle, die Wichtelkutte geheißten, in welcher schon vor undenklichen Zeiten Wichtlein hausten. Es war ein zahlreiches Völklein, das da sein Wesen trieb, und war, obgleich stets neckelustig gesinnt, den Menschen doch gut und hilfreich. Nun war oder ist dort noch eine Fähre vom rechten Ufer zum linken, und der Fährmann hieß Beck, zu dem kamen eines Abends zwei kleine Männlein, und verlangten überfahren zu werden. Alle drei gingen zum Flusse und bestiegen die Fähre, als sie jedoch darin waren, baten die Männlein den Fergen, noch ein wenig zu warten, es komme noch jemand. Es kam indeß niemand, gleichwohl senkte sich die Fähre tiefer und tiefer in das Wasser, als ob sie schwerer und schwerer werde. Da niemand kam, stieß der Ferge endlich vom Ufer ab, aber es wollte ihm bedünken, noch nie sei die Fähre so schwer gewesen. Als man nun am andern Ufer anlangte, fragte einer von den Ueberfahrenen den Fährmann: Sage, welchen Lohn begehrt Du? Willst Du das Fährgeld nach der Kopffzahl, oder ist/ ein Scheffel Würz (Salz) Dir lieber? Da besann sich der Ferge nicht lange, sondern sagte: Ein Scheffel Würz wäre mir absonderlich lieber, als die paar Pfennige für eure zwei kleinen Köpfe. – Sollst die Würze haben, da Du den Witz nicht hast – entgegnete das Wichtelmännlein, doch wärest Du besser gefahren, wenn Du nach der Kopffzahl den Fährlohn begehrt hättest. Siehe mir einmal über die Schulter! – Der Ferge that, wie das Männlein ihm gesagt, da sahe er ein wimmelnd Volk, das von der Fähre herab an das Ufer sprang, ganz unzählbar, und das Land gewann und erklimmte. Nun stiegen auch die beiden Männlein aus, und plötzlich verschwand alles vor den Blicken des Fährmanns, aber auf der Fähre stand ein gehäufter Scheffel weißen Salzes, und dieses selbige Salz offenbarte später die angenehme Eigenschaft, sich immer wieder im Scheffel zu ergänzen, und kein Ende zu nehmen, so viel dessen auch davon hinweggenommen wurde.

Damals sind die Wichtlein aus der Gegend hinweggezogen, weil es ihnen nicht mehr gefiel unter den Menschen zu wohnen, weil das Glockengeläute, Hammerwerk und auch die Pferdezuucht sich so sehr mehrten. In den Höhlen um Spichra, besonders aber in dem großen Erdfalle am Spatenberge, findet man noch fein geränderte, zarte, platte, zirkelrunde Steinchen, eins so groß wie das andere, die nennen die Leute Wichtelpfennige.

Diese Sage wiederholt sich in und außer Deutschland an mehreren Orten; es ist ein gemeinsamer Zug der Wichtlein und Zwergensage überhaupt, und giebt viel zu denken. (I S. 112/3)

### **TSB Nr. 72: Der Elbel**

In der Gegend um Mihla, das zwischen Kreuzburg und Treffurt an der Werra liegt, so wie im Hainich, einem langgestreckten Bergwald zwischen Eisenach und Mühlhausen, zwischen dem Hörsel-, Werra- und Unstruthale haust und zieht der Elbel als wilder Jäger mit seinem Schwarme. Zwei Felsenthone heißen nach ihm der Elbelstein und die Elbelkanzel. Ein Herr von Herstatt, (einem Geschlechte angehörig, das in Mihla begütert und seßhaft ist, und seinen Ursprung von Pipin von Heristal ableitet), der zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte, und ein sehr frommer Herr war, hatte einen Leibjäger, der hieß Hölzerkopf. Eines Tages ging der Jäger Hölzerkopf birschen, da sah er eine wunderschöne Jungfrau mit flatterndem Haar in hastiger Flucht an sich vorübereilen, und hinter ihr her kam der Elbel daher gesaust mit seinem tollen wüthigen Heeresspuk, und der Elbel jagte die Jungfrau, wie nach den Sagen im bayrischen Hochgebirge der Wode die Hulda, und nach denen in Tirol die Riesen die Salig-

Fräulein. Dem Hölzerkopf gefiel die schöne Jungfrau, und hätte sie am liebsten selbst gejagt, wäre am liebsten selbst der Elbel gewesen, und wünschte sich zu ihm. Aber die Jungfrau entging dem Elbel, denn sie erreichte ein Kreuz, erfaßte dieß, und so hatte er keine Macht mehr über sie, drob freute sich der Hölzerkopf und schoß sein Gewehr in die Luft ab. Gleichwohl, obschon er nach keinem Wilde gezielt hatte, brach ein angeschossener Rehbock aus dem Dickigt und brach verendend vor dem Hölzerkopf zusammen. Und nun traf jeden Tag jeder Schuß auf jagd/bares Wild, den der Hölzerkopf that, weil sein mächtiger Wunsch ihn zu dem mächtigen Geiste oder Gotte hingezogen, der nach alter Mythe als Wuotan selbst Wunsch heißt und in Person die Wunscherfüllung ist. – Als bald darauf der Jäger Hölzerkopf seine neuerlangte Kunst, Wild aus der Ferne zu treffen, ohne darnach zu zielen, ja ohne es nur zu sehen, wie das beim Freikugelschießen so üblich ist, im Beisein seines frommen Herrn übte, erschrak dieser gar sehr, schalt den Jäger und hieß ihn zum Elbel gehen, denn in seinem Dienst wolle er solch unheimlichen Knecht, der mit Höllenkünsten umgehe, nicht dulden. Darauf ist auf der Stelle der Hölzerkopf trotziglich von dannen in das Waldesdickigt hinein geschritten, und niemand hat ihn wieder gesehen, außer wenn einer den Elbel mit seinem Heere ziehen sah, denn dahin war und blieb nun jener Jäger auf immerdar verwünscht. Und sind der Elbelsstein und die Elbelskancel die Orte, wo der Hölzerkopf bisweilen auf dem Anstand erblickt wird, und wo er am liebsten mit dem Elbel spukend zieht, bald waldüber nach dem Harzwald, bald hinüber zum nähern Thüringerwalde, bald zum Hochthron der Frau Hulda, dem Meißner im nachbarlichen Hessenlande, bald in die nächste Nähe zum Hörseelenberge, dem weit verrufenen Hauptsitze des wüthenden Heeres.

Wer geneigt ist zum Nachsinnen über den Elbel, und dessen mythische Beziehung zur allgemeinen Wüthenden-Heeressage, dem sei mitgetheilt, daß manche in dieser Gegend diesen wilden Jagdgeist auch Ebel nennen, daß Ebel hier so viel als Abel ist, und daß in Dänemark und in Schleswig-Holstein der wilde Nachtjäger Abel heißt, der ein grausamer König und Brudermörder war, und verdammt wurde, mit einer Schaar kleiner Hunde, denen feu/rige Zungen aus dem Halse hängen, ewig zu jagen. (D.S.B. 177.) Unmittelbar aber vom Hainich nach dem Harze geht der schnurgerade Weg über Mühlhausen und das Jagdschloß Ebeleben, in dessen Nähe wiederum vor Zeiten die alte Hulda, die Beschützerin des Flachsbaues und der Spinnrocken Kultorte gehabt haben mag. Wie zum mindesten die Ortsnamen Rockstedt und Rockensuffra vermuthen lassen. Ebeleben liegt in einer Ebene, und im Namen des durch dieselbe schleichenden Fließchens Helbe birgt sich wiederum der mythische Name Ebel. Solche Ort-Namenforschung kann auf manche Spur lenken, nur muß sie vorsichtig und behutsam und nicht blindgläubig verfolgt werden, damit nicht das, dem im Irrgarten der Namenforschung herumtaumelnden Mythographen fleißig vortanzende Irrlicht der Hypergelahrtheit (= übertriebenen Gelehrsamkeit, sk) in den Sumpf führe, darin die urgermanischen Haarzöpfe der Lächerlichkeit wie dicke Riethgrasbüschel wuchernd aufschießen. (I S. 114-116)

### **TSB Nr. 77: Die Mär vom Danhäuser**

Es ging ein Lied um in deutschen Landen, das sang und sagte von dem Danhäuser, wie derselbe bei Frau Venus (Frau Hulda) in einem Berge verweilt, und mit ihr der Minne Lust und Seligkeit genossen, dann aber aus dem Berge begehrt habe, aus Uebersättigung und Reue. Und aus dem einen wurden hernachmals der Lieder mehrere mit mannichfaltiger Veränderung und Abwandlung, doch blieb der mythische Grundzug in allen ein und derselbe. Auch der oben erwähnte Agricola, der die alten Lieder und Sagen sehr gut kannte, obgleich er sie zumeist verwirft und als Fabeln bekämpft, gedenkt dieser Märe, indem er sagt: „Da richtet der Teufel an einen Venus Berg, davon man singt im Thanhäuser in Lamperten, wie ich sagen will im (Sprich)Wort von dem treuen Eckhart, da füret er Leut hinein und weiset ihm viel seltsamer Gesichte, auch von den Leuten, die noch lebten.“ Und an der angezogenen

(= herangezogenen, sk) Stelle, bei der Erklärung des Sprichworts vom treuen Eckhart sagt Agricola: „Es ist ein Fabel, wie der Danheuser im Venus Berg gewesen sei, und hab darnach dem Bapst Urbano zu Rom gebeichtet. Bapst Urbanus hat einen Stecken in der Hand gehabt, und gesagt: So wenig als der Stecken könnte/ grünen, also wenig möge Danheuser Vergebung seiner Sünden erlangen vnd selig werden. Da ist Danheuser verzweifelt und wider in den Berg gangen und ist noch darinnen. Bald hernach empfäht Bapst Urbanus eine Offenbarung, wie er soll dem Danheuser seine Sünde vergeben, denn der Stecken beginne zu blühen.“

„Darum schickt der Bapst aus in alle Lande und ließ den Danheuser suchen, aber man konnte ihn nirgend finden. Diweil nun der Danheuser also mit Leib und Seele verdorben ist, sagen die Deutschen, der treue Eckhart sitze vor dem Berge und warne die Leute, sie sollen nicht hinein gehen, es möcht' ihnen sonst ergehen wie dem Danhäuser.

Dieß die Sage in ihrer einfachsten Form und Gestalt, mit ihrem Stabwunder, das in einer schwedischen Sage ganz ähnlich und doch wieder nicht völlig ähnlich zu Tage tritt. Hier folgt nun auch in seiner ursprünglichen Gestalt als fliegendes Blatt – das ächte alte Danheuserlied. (I S. 125/6)

### **TSB Nr. 81: Die Hirtenknaben**

Ein Kutscher aus Sättelstedt erzählte mir in meinen Knabenjahren manches vom Hörseelberg, was er vom Hörensagen seines Ortes kannte. So auch diese Mär vom Hörseelloch. Im Wiesenthale am Fuße des Berges habe eine Schaar Jungen Pferde gehüthet, grade unterm Hörseelloch, und da habe einer derselben den Vorschlag gemacht, am Berge emporzuklimmen, und in die Felskluft (= schmale Schlucht, Spalte, sk) einzukriechen. Dieser Vorschlag fand Beifall, die Knaben koppelten die Huthpferde zusammen und banden sie an Pfähle oder an Bäume an, und kletterten den Berg hinan. Wie sie nun vor dem schaurigen Eingang standen, graute doch manchem vor dem übereilten Entschluß, dieß nahm der wahr, der zuerst zu dem Wagniße aufgefordert hatte, und schlug vor, daß sie alle sich mit Riemen an einander fest fesseln wollten, um gemeinsam alle Gefahr zu theilen, falls solche vorhanden sei. Dieß geschah – ein angezündeter Kienspahn diente als Fackel und Leuchte und die Höhlenfahrt der Knaben begann. Dem letzten aber wurde angst und bange in dem feuchten, niedrigen Bergesinnern, durch das nur mühsam kriechend sich zu drängen war. Er zog rasch entschlossen sein Taschenmesser und zerschnitt den Riemen, der ihn mit seinem Vormann verband, blieb zurück und lauschte mit klopfendem Herzen, wie tiefer und tiefer die Kameraden sich verlieren. Lange harrete er ihrer Wiederkehr – es kam keiner wieder. Vergebens rief er, schrie er, vergebens harrete er, zurückgekrochen bis zum Eingang, noch eine lange, lange Zeit, der Abend sank nieder – um die Kameraden, die Freunde war es geschehen. Da stieg der Hirtenknabe laut weinend vom Berge nieder, trug in das stille Dorf die entsetzliche Kunde – vergebens war alles fernere Suchen – spurlos blieben die Knaben verschwunden, und auch jener unglückliche Gefährte, der sich gerettet, ward niemals wieder froh, ging siech und bleich umher, und nach drei Monden zählte man ihn zu den Todten. (I S. 134/5)

### **TSB Nr. 84: Der Hirte von Mechterstätt**

Nicht weit ab vom Wege, wenn man von Sättelstätt nach Mechterstätt geht, sprang ein klares Brünnelein, dessen/ erquickende Fluth von Hirten und Ackerleuten gern getrunken wurde. In der Nähe dieses Quells hüthete einst der Hirte von Mechterstätt und nahete ihm, um an der gewohnten Stelle sein einfaches Mittagmahl einzunehmen. Da sah er einen vorher niemals erblickten Hügel, in den führte ein Gang tief hinein, und aus dem Gange trat eine weiße, bleiche Jungfrau, mit einem Gesich-

te, auf welchem eitel Schmerz lag, und die sah den Hirten ganz seltsam und wie flehend an. Ueber der Quelle aber erblickte der Hirte drei goldige Blumen an einem grünen Strauche, die pflückte sich der Hirte, und das traurige Antlitz der Jungfrau schien sich zu erheitern, wie er das that. Sie sprach zu ihm: Nun kannst Du mich erlösen, Du darfst (= brauchst, sk) nur dahinein gehen, und etwas mit herausbringen, doch darfst Du darin nicht etwa das Beste vergessen. Darauf folgte der Hirte der Jungfrau in das Innere des Hügels, und kam durch viele Gänge und Kammern in einen weiten Raum, darinnen Gold und Edelsteine in Fülle sich befanden; auch gewahrte der Hirte eine zahlreiche Gesellschaft von Rittern und Ritterfrauen, die saßen bei einem reichen Mahle an voll besetzten Tafeln, aßen und tranken, aber niemand sprach ein Wort, alles geschah so still und lautlos, daß man nicht einmal einen Athemzug vernahm. Den Hirten grausete es, und er wandte sich zum gehen. Da fiel ihm das Geheiß der Jungfrau ein, etwas mit sich zu nehmen aus dem Schoose des Hügels, und da gewahrte er ein altes Trinkhorn, das hing unter 3 gekreuzten Schwertern an der Wand, und das wollte er herunternehmen, vermochte dieß aber nicht mit einer Hand zu thun, legte daher seine drei gelben Blumen aus der andern Hand auf den Tisch und nahm mit Hülfe beider Hände das Horn ab, und eilte vor/dannen, ohne der Blumen zu gedenken. Da hielt ihn die Jungfrau flehend auf, rufend: Vergiß, o vergiß das Beste nicht! Sonst muß ich ja unerlöset bleiben! – Er aber stürzte von Grausen überwältigt an ihr vorüber, dem Eingange zu, und achtete nicht auf den verhallenden Jammerruf der im Berge zurückbleibenden. Hinter ihm brauste es dumpf und gewaltig, wie Sturmgeheul und Meereswogengeroll. Kaum war der Hirte mit dem Horn im Freien, so that es einen grellen Donnerschlag hinter ihm und verschwunden war der Hügel sammt dem Blumenstrauche und aus der Tiefe schien ein Wimmern zu dringen, das er dann noch oftmals hörte, wenn er an jenen Brunnquell kam. Das alte Trinkhorn aber trug er auf die Wartburg zum Landgrafen, der ihm dafür eine stattliche Belohnung gab, und es in seiner Harnischkammer und Waffenhalle aufbewahren ließ, allwo es ohne Zweifel noch hängen wird. (I S. 138-40)

### **TSB Nr. 85: Graf Ludwig mit dem Barte**

Die letzten Sagen aus dem Gebiete des Hörseelenberges deuten nach der nahen Wartburg, und leiten zu einem neuen großen und reichen Sagenkreise hinüber, zu dem schönsten Poesiekranze, den das Thüringerland aufzuzeigen hat. So oft und viel ist die Wartburg und das Paradies ihrer Umgegend in Liedern und Schriften gepriesen, sind die Sagen der Burg und Gegend verherrlicht, oft auch ausgeschmückt worden, daß es völlig genügt, ja daß es nothwendig erscheint, sie in möglichst alter, ungeschmink/ter Einfachheit wieder zu erzählen, da sie nun einmal in einem Thüringischen Sagenbuche nicht fehlen dürfen. Wozu auch der Schmuck moderner Dichtung für sie, die in ihrer hehren Einfachheit schon hinlänglich schön und unvergänglich sind.

In uralten Zeiten hatte das Erzbisthum Mainz vom Kaiser Otto dem ersten das Thüringerland zu Lehen überkommen. Später war ein Mann vom Geschlechte der Karolinger am Hofe Kaiser Conrads und Gisela's, seiner Gemahlin, der hieß Ludwig und wurde groß und gewaltig am Kaiserhofe, und der Kaiser sandte ihn an den Bischof zu Mainz, daß ihn der belehne mit Land und Leuten, wegen besonderer Ansprüche, die Ludwig an den Stuhl zu Mainz hatte. Darauf sandte ihn der Bischof von Mainz nach Thüringen und machte ihn zu einem Vizthum dieses Landes, und gab ihm das Geleite und sonstige Gerechtsame und Einkünfte zu Lehen. Das geschahe im Jahre 1036, daß Ludwig mit dem Barte, wie er genannt wurde von dem langen Barte den er trug, nach Thüringen kam, und daß allen Grafen, Freien, Rittern und Knechten, Bürgern und Bauern geboten wurde, ihm Folge zu leisten und gehorsam zu sein. Ludwig nahm sich alsobald des Landes treulich an, ordnete Zoll und Geleite, setzte Amtleute in Schlösser und Städte, bestimmte und regelte die Grenzen, ließ die Wälder in Thälern und

Gründen ausrodern, das Land überwachen, baute neue Dörfer, und besetzte sie mit Insassen, die er aus Nähe und Ferne herbeizog. Dann erbaute er eine gute stattliche Burg auf dem Berge über Friedrichrode, und sprach da: „Nun schau welche Burg!“ Da wurde ihr der Name Schauenburg gegeben. Ludwig mit dem Barte aber mehrte fort und fort das Land und kaufte dazu so viel er vermochte, und baute allenthalben mit großen Kosten, so daß man ihn gar lieb in dem Lande gewann. Darauf machte ihn Kaiser Konrad zu einem Grafen von Thüringen, und verlieh ihm das alte Wappen des Landes Thüringen und Hessen, einen bunten Leuen von vier rothen und vier weißen Stücken in einem blauen Felde, und die Zier auf dem Helme mit den Hörnern und silbernen Kleeblättern, wie sie der römische Kaiser golden führte. Und Graf Ludwig gewann einen großen Namen, und vermählte sich mit der Schwestertochter des Herzogs von Braunschweig, durch welche er Sangerhausen, die Stadt und das Gericht, und 7000 Acker Axtland ohne die Wälder gewann. Von Cäcilie, seiner Gemahlin, empfing Graf Ludwig mit dem Barte einen Sohn, den ließ er taufen durch den Erzbischof von Mainz in der Pfarrkirche zu St. Johannes auf dem Altenberge, die er neu gebaut hatte auf die Stätte, an welcher der heilige Bonifacius, als er in das Thüringerland gekommen war, eines der ersten Kirchlein gegründet und geweiht hatte, und verband mit der Weihe der neuen Kirche zugleich die Taufe seines erstgeborenen Sohnes, welcher auch Ludwig genannt wurde. (I S. 140-142)

### **TSB Nr. 87: Der eiserne Landgraf**

Graf Ludwig II., der Erbauer der Wartburg, hinterließ einen Sohn des gleichen Namens, welcher Tochtermann Herzog Lothars des Sachsen ward, bevor Lothar Kaiser wurde. Da nun Lothar Kaiser geworden war, erhob derselbe seinen Eidam mit Zustimmung der Fürsten des Reiches in den Fürstenstand, und gab ihm den Namen und Rang eines Landgrafen zu Thüringen und Herren zu Hessen, und ordnete ihm 12 Grafen zu seinen Hoferbämtern. Des ersten Landgrafen Ludwigs Sohn, wiederum Ludwig geheißen, verlor seinen Vater früh, und artete sich in seiner Jugend gütig und verträglich und weichen Sinnes, wodurch es geschah, daß die Edeln seines Landes seiner wenig achteten und die Unedeln ihn nicht fürchteten. Daraus entstanden ihm muthwillige Leute aus seinen Mannen und es verdarben die gehorsamen Bürger und Einwohner seines Landes. Die Vornehmen hielten ihn für einen Thoren und die Bürger und Bauern verwünschten ihn, denn sie wurden bedrückt von den Vornehmen und durften ihrem Herrn ihre Noth nicht klagen, und es wurden ihnen unerträgliche Lasten aufgebürdet. Nun geschah es zu einer Zeit, daß der Landgraf in einem Walde zur Kurzweil jagte, wie er gern that, und sich um andere Sachen wenig bekümmerte. Da überfiel ihn die Nacht im Walde, und kam in die Ruhl, und erbat Herberge bei einem Waldschmiede; der fragte ihn, wer er wäre, da antwortete er, ich bin ein Jäger Landgraf Ludwigs. – Pfi! Pfi!, des Konzenherrs (weibischen Mannes)! rief der Waldschmied: Wer seinen Namen nennt, der sollte allwege seinen Mund danach ausspühlen! Und schalt ihn zumal übel, und sprach: Ich will dich wol gerne herbergen, aber um seinetwillen nicht! Ziehe Dein Pferd in den Schoppen, da findest Du Heu, und behilf Dich diese Nacht wie Du kannst; hier ist kein Bettgewand. Darauf pflog der Schmied in der Ruhla großer und harter Arbeit die Nacht hindurch, und brannte und hitzte das Eisen, und schlug mit dem großen Hammer darauf und fluchte und schalt dabei jedesmal den Landgrafen, indem er rief: Werde hart Landgraf! Du schmählicher, böser, unseliger Herr! Was hilft Deinem armen Volke Dein längeres Leben? Deine Vornehmen reden Dir nach dem Munde: der – (hier nannte der Schmied jedesmal einen der höheren Diener und Beamten) überlastet die Deinen mit Schatzung, der – maßt sich Deiner Rechte an, der – macht die Deinen rechtlos gegen Dich, der – beraubt sie, der – gewinnt Dir das Deine ab und schmiert Dich mit Deinem eigenen Schmalze; der – wird reich durch Dich, und Du verarmst mit den Deinen! Werde hart Landgraf! Oder fahre in die Helle hinunter! – Der Landgraf hörte schweigend zu, und aller Schummer verging ihm schier und ritt am andern Morgen still und gedankenvoll von dannen, ganz hart ge-



schmiedet und gestählt, und begann alsbald eine andere Ordnung der Dinge in seinem Land, sah allenthalben selbst zum Recht, milderte den Druck und strafte die widerspenstigen Vasallen. Das war ihnen sehr ungelegen, und sie murrten und lehnten sich auf gegen ihren Herrn und verbanden sich unter einander gegen ihn. Der Landgraf aber zog gegen sie an den Ort, wo sie sich gesammelt hatten, stritt mit ihnen, schlug und fing sie alle zusammen, und dann sprach er: Was soll ich thun mit euch? Soll ich euch tödten, soll ich eure Güter ver/heeren, so verwüste ich mein eigenes Land; soll ich euch euern Aufruhr mit Geld abbüßen lassen, das lautete mir unehrlich und schimpflich. Harret, ich will euch Demuth lehren! – Das soll sich begeben haben nahe über Freiburg an der Unstrut, nordwärts der Naumburg, da sah der Landgraf einen Pflug auf einem Acker stehen, spannte vier der Edeln, entkleidet bis aufs Hemde, an den Pflug, und ließ sie eine Furche auf dem Acker ziehen, und ging mit der Geisel nebenher. Und wenn eine Furche gezogen war, so kehrte er den Pflug und spannte vier andere ein, und trieb es so lange bis der ganze Acker umgefurcht war. Selbiger Acker ist mit weißen Malsteinen sonders umhegt, und heißt noch der „Edelacker" bis zum heutigen Tage, und der Landgraf freiete ihn zu einem ewigen Gedächtniß. Danach wurde der Landgraf sehr gefürchtet, aber auch gehaßt, und verwünscht, daß er seinen Vasallen und Edeln nicht mehr ihren herrischen und trotzigem Willen ließ, und sie machten ihm Verdruß, wo sie nur konnten, ja sie trachteten ihm heimlich nach dem Leben, daher ging er stets gewappnet, mit eisernem Sinn in eisernem Kleide, und schonte die offenbare und wiederholte Untreue keineswegs, sondern er ließ die, welche auf Unthaten begriffen wurden, ohne weiteres henken, köpfen oder ertränken, wie es eben kam. Davon gewann er den Namen der eiserne Landgraf. (I S. 145-147)

### **TSB Nr. 88: Des eisernen Landgrafen Seele**

Ludwig der eiserne hinterließ einen Sohn, das war Ludwig IV. des Namens und als Landgraf der dritte, den nannte man den milden, weil er wieder sanfter herrschte wie sein Vater, der die Edlen geplagt und geschreckt hatte bis nach seinem Tode, da sie ihn von Freiburg an der Ustrut bis nach Reinhartsbrunn im Sarge auf den Schultern tragen mußten. Nun hätte Landgraf Ludwig III. gern gewußt, wie es um seines Vaters Seele beschaffen sei, denn obschon er dem Volke geholfen und es vom Drucke der Beamten und edlen Vasallen entlastet hatte, ärgerte er doch den gewöhnlichen Volksdank, der Undank heißt, und sein Andenken war ungesegnet. Nun war am Landgrafenhofe ein Ritter, welcher einen Bruder hatte, der hatte in Paris studirt und die Schwarzkunst (= Zauberei, die Wissenschaft des 'Schwarzen', des Teufels, sk) erlernt, dann war er in Eisenach Cleriker geworden. Da der Ritter des Landgrafen Wunsch vernahm, ging er seinen Bruder an, zu erforschen, wie es um die Seele Landgraf Ludwigs des eisernen stehe? Der Zauberschüler beschwor hierauf den Teufel, und befrage diesen, und alsbald war der Teufel willig, wenn er mit ihm fahren wolle, so solle er des Landgrafen Seele selbst sehen. Das war dem Nekromanten lieb, und nachdem er sich hatte beschwören lassen bei dem allerhöchsten Gott und bei seinem schrecklichen Gerichte, daß solche Fahrt ihm nicht geistlich noch leiblich schaden solle, so führte ihn der Teufel zu der Hellstätte, die gar nicht weit war, und der Zauberschüler sahe allda einen großen unaussprechlichen Jammer. Andere Teufel gesellten sich zu dem einen, und warfen vor einer Grube einen glühenden Deckel, und der Teufel steckte eine Posaune in die Grube, und blies, da bebten von dem entsetzlichen Schall Himmel und Erde. Dann schlug die helle Flamme aus der Grube mit zahllosen Funken und gräulichem Gestank, und in ihr zitterte des Landgrafen Seele wie ein bleicher Schemen herauf, und sprach zum Nekromanten: Siehe hier bin ich, ich armer unseliger Landgraf, vormals Dein Herr! – Dem Zauberschüler verging vor Schreck und Beben eine ganze Weile die Sprache. Dann sagte er der Seele des Landgrafen seines lebenden Sohnes Wunsch an, und jener antwortete, der Sohn solle doch das Gut, was er als eisener Landgraf der Kirche oder vielmehr den Pfaffen entzogen, alles zurückgeben, denn der Landgraf hatte verstanden, von

den Landen der Stifter Mainz, Fulda und Hersfeld viel an Thüringen zu bringen, sodann hoffe er Erlösung zu finden; geschähe dieses nicht, so werde die arme Seele Pein leiden müssen bis zum jüngsten Tag. Der Zauberschüler, da er selbst ein Pfaffe war, war klug genug, einzusehen, daß der neue Landgraf solche Rede für ein Lügenmär, von Pfaffen ausgesonnen, und alles für Gaukeltrug und Blendwerk halten werde, und bat um ein Wahrzeichen oder ein Geheimwort, daran sein Gebieter erkennen könne; daß er gewiß und wahrhaftig den Willen des Pein leidenden Herrn verkünde. Darauf sagte ihm die Seele Dinge, die niemand wissen konnte als der Sohn und gab ihm gründliche Wahrzeichen an, dann sank er wieder hinab in die Hellgrube, und jener ward zurückgeführt, und sagte treulich an, was er gesehen. Nun hätte wohl Ludwig der Milde gern seines Vaters Seele aus der Pein erlöset, aber die, so jene Stiftsgüter inne hatten, wollten sie doch lieber fernerhin behalten, und gaben Ludwig den Milden den Rath, er solle sein auch behalten, was ihm zugestorben sei, und nur fleißig Almosen geben und Messen lesen lassen, so werde seines Vaters arme Seele sonder Zweifel noch eher ihre Erlösung finden. Jener Zauberschüler aber hatte für sein Leben genug gesehen, er entsagte fortan allem Zauber und wurde ein Mönch im Kloster Volkerode bei Mühlhausen. –

Diese Sage deutet auffallend nach einem Fegefeuersitze hin, aber leider nennen bei ihr die alten Quellen keine Oertlichkeit desselben. Man könnte den Hörseelenberg mit Fug als letztere annehmen, wenn nicht die Sage sich in späterer Zeit auf der Wartburg wiederholte, und zwar nach dem Tode Landgraf Friedrich des freudigen, mit dessen Sohne Friedrich dem ernsthaften, wobei der Fegefeuerort mit Bestimmtheit genau bezeichnet und genannt wird. Es ist auf diese mythischen Züge ganz besonders Acht zu haben, die ganz sicher nach der urältesten heidnischen Frühzeit, vielleicht auch nach unbegriffenen und längst verschollenen Naturphänomenen hinweisen. (I S. 147-150)

### **TSB Nr. 89: Sankt Georgs Panier**

Landgraf Ludwig der eiserne hinterließ vier Söhne, Ludwig III., den milden, Heinrich Raspe III., Hermann I. und Friedrich. Ludwig und Hermann besuchten die Hochschule zu Paris, Heinrich Raspe starb jung, Friedrich wählte den geistlichen Stand. Ludwig regierte mit Weisheit und Milde, erwieß sich wohlthätig und freigebig, besonders gegen Klöster, er erbaute die Hauptkirche zu Eisenach und weihte sie seinem und der Stadt Schutzpatron, dem heiligen Georg. Das geschah deshalb, weil er auf des Kaisers Geheiß mit seinem Bru/der Hermann im Kriege mit Heinrich dem Löwen gen Goslar gesendet, und im freien Felde gegen den Herzog von Braunschweig zu streiten gekommen war, von nur wenigen Mannen umgeben. Da hatte Landgraf Ludwig, nahe daran, von der Ueberzahl und Uebermacht seiner Gegner bewältigt und gefangen zu werden, Gott und St. Georg eine Kirche zu erbauen gelobt, und es war ihm wunderbarlich geholfen worden. So mild Landgraf Ludwig III. war, so tapfer war er zugleich, darum nahm er auch gerne, dem Aufrufe des Kaisers Friedrich Barbarossa gehorsam, das Kreuz mit vielen andern Fürsten, Grafen, Rittern und Herren, um in einem Zuge gegen Palästina des Heilandes Grab aus Heidenhänden zu befreien. Da geschah es, daß das Panier St. Georgs, des heiligen Märtyrers und Drachentödters, sich vom Himmel herab auf die Wartburg senkte, das nun freudig der Landgraf als ein Siegeszeichen ergriff, und unter dem er mit den Seinen kämpfte und siegte. Aber auf der Rückreise erkrankte der Landgraf und starb in Otranto auf der Insel Cypren, und trauernd brachten die Seinen seine irdische Hülle und das heilige Panier zurück. Die Reste des Landgrafen fanden in Reinhardsbrunn ihre irdische Ruhestätte, St. Georgs Panier aber wurde auf Schloß Wartburg aufbewahrt, nach langer Zeit aber auf Schloß Tharand gebracht, niemand weiß, weshalb und durch Wen? Später ging Schloß thrand in Flammen auf, und da hat man gesehen, wie St. Georgs Panier sich aus den Flammen erhob und zum Himmel flog. Wie St. Georgs Panier ausgesehen habe, ist noch zu gewahren auf dem größten und ältesten Siegelstock der Stadt Eisenach, darauf der ritterliche Heilige

steht, das Panier in der/ Hand, welches reich verziert ist und in drei flatternde Streifen endigt. (I S. 150-152)

### **TSB Nr. 90: Der Singerkrieg auf Wartburg**

Ludwig der milde war auf der Heimkehr von seiner Heeresfahrt nach dem heiligen Lande und kinderlos gestorben, daher fiel das Thüringerland, da der zweite Sohn Ludwigs des eisernen, Heinrich Raspe III. auch schon tot war, an Landgraf Hermann, welcher in zweiter glücklicher Ehe mit Sophie von Witelshausen vermählt war. Damals stand in Deutschen Landen die edle Kunst des Minnesanges in hohem Flor, wurde selbst geübt von vielen Fürsten und Edlen, und das thüringische Herrscherpaar weihte ihm vollen Antheil und große Gunst, für welche Huld, die sie erfuhren, die Sänger dem Landgrafen und der Landgräfin hinwiederum sehr dankbar waren. Nun waren zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sechs Minnesänger zugleich am Thüringer Landgrafenhofe auf Schloß Wartburg versammelt. Diese gehörten theils an diesen Hof als Dienstmännern des Landgrafen, theils waren sie Gäste. Die Dienerschaft war außerordentlich zahlreich; den Hofstaat der Landgräfin Sophie allein bildeten nicht weniger als 40 Frauen, darunter 8 Gräfinnen, der Gäste waren häufig so viele, daß die Wartburg deren Zahl nicht ganz fassen konnte, so groß und raumreich dieselbe auch war; die Ueberzahl mußte daher in Eisenach wohnen. Es war allda viel Glanz und Reichthum entfaltet, es strömte auf der Burg ab und zu, und so freigebig war Landgraf/ Hermann der Sängerefreund, daß ein Sänger von ihm rühmte:

„Und gält ein Fuder Weines tausend Pfund,  
Doch stünde nimmer eines Ritters Becher leer.“

Der das sang, war zu jener Zeit einer der Sängergäste auf Schloß Wartburg, Herr Walter von der Vogelweide, ein weitberühmter Minnesänger aus Franken, mit ihm zugleich waren noch auf der Burg versammelt: Wolfram von Eschenbach, der bedeutendste von allen, auch ein Franke; Heinrich von Ofterdingen, muthmaßlich ein Oesterreicher, doch nennen alte Nachrichten ihn einen Bürger von Eisenach. Leicht möglich, daß der Sänger sich in Eisenach eingebürgert hatte. Man nennt ihn als den Dichter des hochberühmten Nibelungenliedes, des bedeutendsten deutschen Gedichtes alter Zeit. Ferner Johannes Biterolf, ein Henneberger, welcher als Diener der Landgräfin genannt wird; Reimar von Zwetzen, ein Thüringer, und endlich Herr Heinrich, der Schreiber genannt, ein ritterlicher Diener des Landgrafen, sein Kanzlar. Nun lagen poetische Wettkämpfe und Preissingen vor erlesenen Zuhörerkreisen im Geiste der Zeit, und es vereinten sich zu einem solchen die auf Wartburg anwesenden Dichter. Die Aufgabe, welche sie sich gestellt hatten, war das Lob edler und freigebiger Fürsten. Das Singen wurde in dem noch vorhandenen Minnesingersaale in Gegenwart des landgräflichen Paares und dessen Hofstaates abgehalten. Heinrich von Ofterdingen sang das Lob des Erzherzogs Leopold von Oesterreich gegenüber seinen 5 Sangesgenossen, die sammt und sonders das Lob des Thüringer Landgrafen priesen, und sich nach der Zeitsitte des Gleichnisses und der Räthselreden bediente, die bis/weilen sehr schneidend und herb waren. Durch den Widerstand von fünf gegen einen erhitzte sich dieser eine, Heinrich von Ofterdingen, immer mehr, bis, entweder wirklich oder scheinbar, das lyrisch-oratorische Drama dieses Singerkrieges zu einem Spiele um Tod und Leben wurde, und selbst die edle Landgräfin Sophie eine Rolle in demselben übernehmen mußte. Denn da Heinrich von Ofterdingen durch die von seinen Gegnern gesungenen Räthsel und Gleichnisse endlich verwirrt wurde, und jene ihn mit dem Tode von der Hand des Meister Stempfel, der als Statist mit Schwert und Stricken seitwärts der Bühne stand, bedräueten, so warf sich Heinrich von Ofterdingen Schutz erflend zu den Füßen der Landgräfin, und diese legte nun mit wahrer Fürstenhoheit den Edelmuth einer

herrlichen Frau an Tag, indem sie, ihren Mantel über den bedrohten Sänger breitend, obschon er gegen ihren Herrn und Gemahl gesungen, die herrlichen Worte sprach:

„Wem ich die Hand je bot  
Der läßt ihn wol genesen!  
Herr Wolfram von Eschenbach,  
Walter, Reimar, Herr Schreiber laßt euch sagen  
Ward je zuvor ich Eurer Eines Kummers Dach (Schirm)  
So sollt ihr euern Zorn vertagen.“

Da nun Heinrich von Ofterdingen auf einen Schiedsrichter sich berufen und angetragen hatte, so wurde ihm zugestanden, denselben herbeizurufen. Dieser war der berühmte Meister Klinsor aus dem Ungarlande, Magus, Astrolog, Arzt, Bergmann und Dichter, und da Ofterdingen Urlaub erhalten, hob er sich von dannen, und fuhr zunächst gen Oesterreich zum Erzherzog Leopold, und bat diesen um Rath und um Empfehlungsbriefe an Klinsor. Letztere brachte er nun dem berühmten Meister, der in Siebenbürgen/ weilte, ward von ihm höchlich wohl empfangen, mit der Zusage, daß Klinsor selbst mit ihm gen Thüringen sich erheben wolle, und solle nur zuvor erst einige Zeit bei dem Meister verweilen, und so verging fast schnell ein ganzes Jahr, und endlich fürchtete Heinrich von Ofterdingen, er werde nimmer wieder nach Thüringen zurückkehren können. Als aber die Nacht vor dem Tage kam, an welchem Ofterdingen hätte wieder auf Wartburg sein sollen, berief Meister Klinsor seine Geister, und ließ sich mit Heinrich auf einem Zaubermantel durch die Lüfte gen Eisenach tragen. Das that er aber erst, als Heinrich von Ofterdingen eingeschlafen war. (I S. 152-155)

### **TSB Nr. 92: Die kleine Braut aus Ungarn**

Landgraf Hermann I. hatte einen Sohn, das war Landgraf Ludwig IV., der war jetzt 11 Jahre alt, und die kleine Tochter des Ungarkonigs zählte 4 Jahre, und man schrieb das Jahr des Herrn 1211, daraus ergibt sich für die Zeit des Sangerkrieges auf der Wartburg das Jahr 1207, und nun beschloß der regierende Landgraf, eine stattliche Gesandtschaft gen Ungarn an den Königshof zu schicken, und für seinen Sohn Ludwig um die kleine Prinzessin Elisabeth werben zu lassen. Diese Gesandtschaft bestand aus angesehenen Edeln und Edelfrauen des Thuringerlandes, nicht als ob man zu jener Zeit die Frauen höher als in unsern Tagen geehrt hätte, wo man nur Männer sendet, als allein geschickte, und Frauen dazu nicht hinlänglich geschickt hält, als Gesandte zu wirken, sondern weil es galt, im Falle der vorausgesetzten alterlichen Einwilligung des Königspaares die junge Prinzessin Braut gleich mitzubringen an den Landgrafenhof.

Es fuhren in das Ungarland Graf Reinhard von Mulberg mit seiner Gemahlin und deren Jungfrauen, Frau Bertha, Wittwe des Grafen Rudolf, nach andern Egilolf von Bendeleben, Herr Walther Schenk von Vargula, und ein großes und stattliches Gefolge. Als nun diese edle Gesandtschaft nach Preßburg kam, wurde sie von Fürsten, Prälaten und Magnaten schon am Weichbilde herrlich empfangen, und mit großen Ehren in das königliche Schloß geleitet, wo der König und die Königin sie huldvoll empfangen. König Andreas von Ungarn war ein friedfertiger und guter Mann, die Königin aber, Gertrud von Meran, war ein muthiges und hochherziges Weib, welche ihrem Gemahle, der vielleicht ungern daran ging, sich von der geliebten Tochter schon jetzt zu trennen, und sie einem Landgrafen von Thüringen, einem Lande, von dem er wenig kennen mochte, hinzugeben – die Verbindung als nützlich, ja sogar nothwendig darstellte. Nun erfuhr auch König Andreas von seinen Räthen, und zumal von Klinsor, vieles über das Thüringerland und dessen Fürstenhof, wie glänzend der letztere, und wie gesegnet das letztere an Wäldern und Weiden, Wild und Wein, Salz und Metallen. So wurde denn

der Gesandtschaft die junge Prinzessin anvertraut und wurde ihr gleich mitgegeben ein reicher Brautschatz, viele und mancherlei große Gefäße von Gold und Silber, die werthvollsten Diademe, Schmucksachen, Ringe, zahlreiche Kleider von Sammt und Goldstoff, und kostbare Geräte, auch die goldene Wiege des Kindes, und einstweilen tausend Mark Goldes. Niemals kamen wieder so herrliche Sachen und in solcher Zahl auf einmal nach Thüringen. Die Gesandtschaft war in vier Wagen gekommen, und in dreizehn fuhr sie unter/ stattlichem Geleite mit Prinzessin Elisabeth von dannen, und reich beschenkt mit Rossen, Waffen, Prunkgewändern und Kleinodien. Nur allein den Wagen zu ziehen, der das Heirathgut und die Ausstattung der kleinen Braut aus Ungarn trug, bedurfte es neun starker Rosse. Als nun die Gesandtschaft nach Thüringen und gen Eisenach zurückkehrte, wurde sie und ihr bestes Kleinod, das sie mit sich führte, die junge Königstochter, gar hoch empfangen. Da es schon Abend war, wurde im Hellegrafen-Hofe eingekehrt, aber der Landgraf und die Landgräfin kamen noch von der Wartburg herab, und letztere gewann alsbald das Kind so lieb, daß auch sie die Nacht über in Eisenach blieb, und am nächsten Morgen sie im festlichen Zuge und Geleite selbst hinauf auf die Burg brachte. Da ward gleichsam vorbedeutend ein stattliches Hochzeitmahl ausgerichtet, und theils im Scherze, theils symbolisch Elisabeth dem jungen Herrlein in Kindesweise als Gemahel zugesellt. (I S. 158 –160)

### **TSB Nr. 95: Landgraf Ludwigs Tugend**

Viele Züge melden die Sagen von der Tapferkeit und Tugend Landgraf Ludwig IV. Seinen Aeltern war er kindlich und gehorsam, seiner Braut und Gemahlin treu wie Gold, seinen Freunden redlich mit Rath, und hülfreich mit That, wie nur einer es wünschen mochte. Seine Rede war sittsam, züchtig war er von Geberden, wahrhaft von Worten, rein und keusch waren seine Sitten. Seine Vorsätze waren männlich, seine Versprechungen vorbedacht, sein Gericht war gerecht, sein Beginnen mild und weise. Seine Tapferkeit war die eines Helden; er führte seine Heereszüge mit Nachdruck aus, und behandelte überwundene Gegner mit Güte und Schonung, soweit sie deren würdig waren.

Ein Herr von Salza hatte das Kloster Reinhardsbrunn dadurch geschädigt, daß er auf dessen Grunde und Boden auf dem Altenberg einen Bergfrieden angelegt hatte. Der Landgraf Ludwig kam nach Reinhardsbrunn, übernachtete an einem Sonnabend dort mit seinen Wappnern, und gebot am Sonntage früh dem Abt und Convent, nicht eher Amt und Messe zu halten, bis er zurück sei. In aller Stille überraschte er die Bemannung jener Befestigung sammt ihrem Gebieter, führte sie gen Reinhardsbrunn, ließ sie mit Stricken um den Hälsen dem nun beginnenden Hochamte beiwohnen, und den Vorsängern eine Psalmstelle parodierend intonieren, und das Chor responsiren (= antworten, sk), während die Sänger in Procession durch die Kirche schritten. Darauf mußte der von Salza Urphede schwören, dann ward ein frohes Siegesmahl gehalten, dessen Kosten der Landgraf jedoch keineswegs vom Kloster bestritten wünschte, da aber der Kammermeister doch der Weigerung des Abtes, Zahlung für die Bewirthung anzunehmen, Folge leistete, so mußte der erstere selbst aus eigener Tasche die Kosten bestreiten.

Ein fränkischer Ritter hatte dem Kloster Reinhardsbrunn einen mit Wein befrachteten Wagen unterwegs abgenommen, und nichts konnte den guten Vätern und Brüdern störender sein, daher sie in solcher Trangsalsal, die ihnen den Trank vorenthielt, Hülfe bei ihrem Herrn, dem Landgrafen suchten. Da eilte dieser mit einer Schaar Gewappneter alsbald nach Franken, umstellte des Schnapphahns Schloß, drohte ihn auszuhungern, und zog nicht ab, bis jener Ritter im Büßerhemde, Strick um den Hals und ein bloßes Schwert gegen seine Brust gezückt in der Hand haltend, in seinem geöffneten Burgthore erschien, Reue und Leid klagte, und ein Fuder guten Frankenweines, Saalecker oder Reu-

burger etwa, welche Sorten in jener Zeit als die besten erachtet wurden, nebst einem Wagen mit 6 Pferden bespannt, gen Reinhardsbrunn sandte.

So wurde in ähnlicher Weise auch einem Krämer sein Esel und Kram wieder, den ebenfalls ein fränkischer Wegelagerer und Schnapphahn ihm in der Nähe von Würzburg abgedrungen. Der Mann kam klagend zu dem Landgrafen, dieser machte die Sache seines Hörigen zu seiner eigenen, und den Esel zu dem seinigen, und suchte ihn, und ruhte nicht, bis dem Manne wieder zu seinem Rechte, seinem Krame und seinem Esel geholfen war.

Welche Mannlichkeit dem Landgrafen innewohnte, zeigt die Sage von dem Löwen, der auf der Wartburg in einem Käfig gehalten ward, und den ihm sein Schwager, der Gemahl seiner Schwester Agnes, Herzog Heinrich von Oesterreich, geschenkt hatte. Der Landgraf ging in der Morgenfrühe, aller Waffen bar und nur von einem leichten Mantel umhüllt, in den Burghof herab, siehe da trat ihm der Löwe frank und frei entgegen, da der Pförtner versehen hatte, dessen Käfigpförtlein richtig zu verschließen, und fletschte ihn an, und brüllte ganz ungethümlich, schlug mit dem Schweife stark um sich, und mochte etwa einen Sprung auf den Herrn versuchen wollen. Aber Landgraf Ludwig blickte aus festem Auge den Leuen unerschrocken an und streckte seinen Arm gegen ihn und bedreute ihn mit starker Stimme, da besann sich dieser eines andern und legte sich nieder, wie er zu thun gewohnt war vor seinem Wärter. Der Thürmer auf der Warte sah voll Schreck, was sich drunten im Hofe begab und stieß ins Lärmhorn und schrie das Gesinde zusammen, und mit diesem stürzte entsetzt der Wärter herbei, der brachte den Löwen auf gute Weise in den Käfig zurück. Deß zum Gedächtnis soll das uralte Simsonbild von Stein auf Wartburg zeugen, doch kündet die Sage nicht, daß der Landgraf mit dem Leuen so gekämpft und ihm den Rachen aufgerissen, wie das Steinbild darstellt. (I S. 165-168)

### **TSB Nr. 96: Die Wunder Elisabeths**

Das ganze Leben der Landgräfin Elisabeth war eine Kette von Edelthaten, ein Kelch voll Leiden und eine Dornenkrone von Schmerzen und Mißgeschicken. Sie leerte den Kelch und trug die Krone mit der Sanftmuth einer Heiligen, und obschon sie, als sie noch im irdischen Leben wandelte, den verdienten Dank nicht allenthalben ärrtete, Undank und Verkennung aber in vollsten Maaße, so ward ihr reiner herrlicher und makelloser Wandel doch von der Nachwelt anerkannt und dankbar gepriesen, ja es gediehe dahin, daß sie der höchsten irdischen Verherrlichung endlich theilhaft wurde, die einer Staubgeborenen zu Theil werden konnte.

Vieles offenbarte sich an der Landgräfin Elisabeth, was übernatürlich erschien, was schon ihre Mitwelt als ein Wunder empfand, und als Wunder der gläubigen Nachwelt überlieferte. Diese Wunder sind die unverwelklichen Goldblätter am Lebensbaum Elisabeths; die Sage hat sie abgepflückt und treulich aufbehalten. Die Sage muthet keinem zu, diese Goldblätter für untersiegelte Pergamente zu halten.

Elisabeth liebte sich stets möglichst einfach zu kleiden, war allem Prunke und aller Hoffahrt abhold, und ging für gewöhnlich so gering einher, daß man sie wol eher für eine dienende Frau des Hauses als für die Herrin des stolzen Wartburgschlosses und des gesammten Landes Thüringen hätte halten können. Diese übertriebene Einfachheit blieb nicht ohne Mißbilligung und erschien nicht stets am rechten Orte. Bald nach ihrer Vermählung waren vier edle Ungarn auf einer Betfahrt zu Aachen gewesen, allwo man viele Heilthümer ausgestellt und großen Ablass verkündet hatte; diese waren vom Könige Andreas beauftragt worden, auf ihrer Rückkehr durch Thüringen die Wartburg zu besuchen

und Kunde mit in die Heimath zu bringen, wie es Elisabeth ergehe. Sehr willkommen war dieser Besuch, aber dem Landgrafen, als er die Magnaten mit seiner Gemahlin empfangen wollte, erschien Elisabeths Anzug doch allzu gering und schmucklos, und sie besaß auch kein schönes Gewand, denn ihre prachtvollen Brautkleider hatte sie zerschnitten und die Stoffe zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Da sagte der Landgraf zu ihr: Aber liebe Schwester, schämen muß ich mich doch vor Deinen Landsleuten, wenn sie, die so prachtvoll gekleidet einher gehen, Dich in solchem armseligen Gewande erblicken! Sie werden das meiner Kargheit zuschreiben und denken und sagen, daß ich Dir es am nöthigsten fehlen lasse. Darauf erwiderte Elisabeth: Lieber Bruder, lasse Gott walten! – Darauf ging sie in ihre Kleiderkammer, und ward hernach von den edlen Ungarn mit großer Verwunderung geschaut in einem wundervoll schönen hyacinthenfarbenen Kleide, das war ganz übersät mit Perlen und Edelsteinen, schöner, als noch je das Kleid der reichsten Königin auf Erden erblickt worden war. Da nun hernach, da sie wieder allein bei einander waren, der Landgraf sagte, wo das herrliche Kleid hergekommen, das er ja nie an ihr erblickt, da antwortete sie herzynig: Lieber Bruder, Gott kann, was er will.

Ehe noch Landgräfin Elisabeth ihren ersten Sohn gebar, reiste sie mit ihrem Gemahl zum Besuch an den Hof ihres Vaters nach Ungarn mit großem und stattlichem Gefolge gräflicher und ritterlicher Männer und Frauen. Dabei sollen gewesen sein ein Graf Heinrich von Schwarzburg, Günther von Kefernburg, Heinrich von Stolberg, Gottfried von Ziegenhain, auch wieder der alte getreue Graf Reinhard von Mülberg und Walter Schenk von Vargila mit Rudolf, seinem Sohne, zum Theil mit ihren Frauen und Töchtern und vielen anderen. Da richtete König Andreas noch einmal eine Hochzeit aus und übereignete dem landgräflichen Paare abermals einen reichen Schatz von Kostbarkeiten aller Art, und begabte die Begleiter und Begleiterinnen je nach Rang und Geschlecht in freigebigster Weise.

Als Elisabeths Schwägerin Agnes das Hochzeitmahl auf Schloß Wartburg festlich ausgerichtet wurde, und das Haus von Gästen wimmelte, fehlte, als man zur Tafel gehen wollte, die Landgräfin. Diese war vor der Treppe im Mushause auf einen fast nackten Armen gestoßen, der sie flehentlich um Almosen und um Bedeckung seiner Blöße anrief, und anhielt mit Bitten, wie das kananäische Weiblein. Da nun Elisabeth bereits alles weggegeben hatte, was sie bei sich trug, so warf sie dem Armen ihren seidenen Mantel über. Nun war es aber Zeitsitte damals, im Mantel zur Tafel zu gehen, und als Elisabeth ohne solchen erschien, fragte der Landgraf, wo sie ihn gelassen habe? Erschrocken bebten ihr die Worte von den Lippen: Herr, in meiner Kammer. Als bald sandte der Landgraf eine der dienstthuenden Hoffräulein hin, den Mantel zu holen, und siehe, da ward der Mantel gebracht, der war von himmelblauem Stoff, mit kleinen goldenen Bildchen bestreut, und so fein und rein, daß er später lange zu einem Meßgewande gedient hat, das im Barfüßerkloster zu Eisenach aufbewahrt wurde.

Die große Milde, welche die fromme Landgräfin Elisabeth unablässig gegen die Armen bewieß, wurde noch mehr in Anspruch genommen und gesteigert, als eine Zeit schrecklicher Hungersnoth das Thüringerland heimsuchte. Täglich schritt sie, von Dienerinnen gefolgt, welche die Gaben ihrer Milde trugen, soviel nicht die Landgräfin selbst zu tragen vermochte, zum Fuße der Wartburg nieder, allwo die Armen ihrer harreten, und vertheilte Almosen und Lebensmittel in Fülle. Elisabeths Mißgünstige äußerten sich nicht selten tadelnd gegen den Landgrafen, daß seine Gemahlin allzuviel verschenke, ja auch sich selbst zuviel vergebe durch den persönlichen Verkehr mit dem nicht sauberen hungernden und lungernden Gesindel, und da geschahe es, daß eines Morgens Elisabeth, wie sie gewohnt war, zu thun, ein Körbchen mit Lebensmitteln tragend, aus der Burg schritt, und der Landgraf, der wol schon gegen sie über ihre allzugroße Freigiebigkeit sich mißbilligend ausgesprochen haben mochte, zu ihr

trat und nicht gerade freundlich fragte: Was trägst Du da? Erschrocken und zagend gab die edle Herrin zur Antwort: Herr, Blumen! – Ich will sie sehen, zeige her! rief der Landgraf, und hob die Hülle vom Korbe. Und siehe, der Korb war übertoll Rosen. Der Landgraf stand staunend vor der Gemahlin und beschämt, und als später die Mißgünstigsten aufs neue Klagen erhoben über die allzugroßen Spenden der Frau Landgräfin, so sprach er: Lasset sie nur immerhin Almosen austheilen, da sie daran ihre Freude hat, wenn sie Uns nur nicht die Wartburg, Eisenach und die Neuenburg hinschenkt. – Oft war es auch, als wenn in Elisabeths Hand die Gaben sich verdoppelten und an ihren Gewanden kein Zergang sei. Auch der Kranken pflegte Elisabeth mit besonderer Sorgfalt, bediente sie häufig selbst, scheute nicht zurück vor ekelm Aussehen, kannte keine Furcht vor Ansteckung, ward auch von letzterer nie befallen.

In einer kleinen Felshöhle nahe der Wartburg lebte ein armer Einsiedel, des Namens Eli, der erkrankte und schleppte sich krank auf die Burg hinauf, und Elisabeth wollte seiner absonderlich warten und pflegen. Aber der Landgraf war nicht daheim, und niemand wollte dem kranken Alten eine Stätte einräumen, und die helfende Hand bieten, ihn zu betten. Da nahm Frau Elisabeth ihn mit in die eigenen Gemächer, die sie selbst bewohnte, und wusch und pflegte den Alten säuberlich, und bereitete ihm ein Bad, und nach dem Bade legte sie ihn in ihr eigenes Bette. Darüber wurde Frau Sophia, die Schwiegermutter, über alle Maßen ungehalten, und zürnte laut, und sagte, daß dieses zu weit gehe und konnte sich nicht beruhigen. Und indem so kehrte unverhofft ihr Sohn zurück, und die Mutter eilte ihm entgegen, und verkündete ihm spottweise, welch raren Schatz sein Ehegespons Zeit seiner Abwesenheit sich gewonnen, Eli, den alten Betbruder, habe sie aufgenommen und gepflegt und in ihr und sein Bette gelegt. Er werde das am eigenen Leibe lange spüren. Unwillig folgte der Landgraf seiner Mutter in Elisabeths Gemächer nach, schritt zur Lagerstätte und riß die Decke herunter. Siehe, da wurden ihm die inneren Augen aufgethan, und es lag vor ihm im Bette Christus, der Weltheiland, wie er am Kreuze hing, auf dem Haupte die Dornenkrone, im Antlitz die Milde der Gottheit. Das bewegte den Landgrafen übermächtig, und er sprach zu Elisabeth: Meine liebe Schwester, solcher Gäste magst Du oft und viel in unser Bette legen, das thust Du mir wol zu Danke, denn ich erkenne: was man armen kranken Leuten in der Liebe Gottes thut, das ist Christo unserm Herrn selbst gethan. So hatte der Landgraf viele Freude an dem Christusbilde, seiner Mutter aber grausete, denn sie sahe selbes nicht; sie sahe nur einen jämmerlichen aussätzigen Kranken vor sich in dem Bette liegen. Der arme Einsiedel Eli aber lebte in seiner Felsklause geruhig fort, und sagte auf späteres Befragen aus, daß er weder krank gewesen, noch zu jener Zeit hinauf aufs Wartburgschloß gekommen sei. Seine Höhle zeigt man in dessen Nähe noch immer.

Als wahre Mutter und Wohlthäterin der Armen erwies sich Elisabeth fort und fort. Sie spann unablässig mit ihren Dienerinnen Wolle und Linnen, und ließ daraus bei den Minoriten in Eisenach Kleiderstoffe weben, die sie für die Armen verwendete. Am Burgberge sprang eine frische Quelle, dort wusch sie oft die Kranken oder deren Kleider. Sie schöpfte Fische daraus, was außer ihr niemand gelang; die Quelle quillt noch heute und wird der Elisabethbrunnen genannt. Eine andere Stätte heißt die Armenruhe. In Eisenach richtete Elisabeth ein Kranken- und Verpflegungshaus ein, und als die Hungersnoth immer höher stieg, der Landgraf aber auf einem Heereszuge begriffen war, ließ die Landgräfin die Fruchtspeicher öffnen, ließ täglich Brod backen, und vertheilte dieses täglich an 300 Arme, andere nennen sogar 900. Auch die Tafelreste wanderten zur Burg hinaus, wo die Armen in Schaaren lagerten, darüber das Burggesinde nicht wenig murrte. Wenn es immer noch nicht reichte, denn je mehr gegeben ward, je mehr Arme gab es, die zu nehmen geneigt waren, verkaufte Elisabeth selbst ihre kostbaren Gewänder und Kleinodien, und theilte das Geld aus. Wenn sie in Eisenach in die Kirche ging, konnte sie jedesmal vor Bettlern kaum hinein, und so hatte sie einst schon alle ihr Geld



hingegen, als noch ein alter Mann ihr den Weg verstellte, und auf das beweglichste mit Bitten anhielt, auch ihm etwas zu schenken, und sie bis in die Kirche hinein verfolgte. Da zog Elisabeth einen ihrer mit Silber gestickten Handschuhe aus, und gab diesen dem unabweisbaren Alten. Das sahe ein Ritter, der auch in die Kirche sich begab, der löste alsbald von dem Alten den Handschuh um vieles Geld ein, und befestigte denselben dann als ein Kleinod auf seinem Helme, zog in das heilige Land und kämpfte stets siegreich, denn der Handschuh der hehren Frau schützte ihn wie ein wunderbarer Talisman. Dann hat der Ritter den Handschuh zum ewigen Danke in sein Wappen aufgenommen.

Es offenbarte sich an der frommen Landgräfin mehr und mehr eine göttliche Kraft; sie heilte Kranke durch das Auflegen ihrer Hände, machte Blinde sehend, und richtete gekrümmte Glieder wieder gerade. Ein Heilmittel, von ihrer Hand gereicht, verfehlte nie seine Wirkung. Daher begann das Volk sie als eine auserwählte Lieblingin Gottes zu verehren, und an ihre Wunder zu glauben; es fehlte nur noch das Martyrthum, um sie als Heilige anzubeten. Auch das Martyrthum sollte ihr nicht ausbleiben. (I S. 168-175)

### **TSB Nr. 102: Sophia's Handschuh**

Die älteste Tochter der Landgräfin Elisabeth, Sophia, hatte sich mit dem Herzoge Heinrich II. von Brabant vermählt, dem sie 6 Kinder geboren. Das jüngste derselben war ein Sohn, des Namens Heinrich. Diesem hätte, als Enkel der heiligen Elisabeth, nach dem Aussterben des Landgrafenstammes, das Thüringer Land nebst Hessen gehört, aber Heinrich Raspe hatte, als er sein kinderloses Absterben voraussah, das Erbe dem Sohne seiner ältesten Stiefschwester, Jutta, vermählte Markgräfin von Meissen und später vermählte Gräfin von Henneberg, als Erbe zugedacht. Dieser Sohn war Heinrich, Markgraf von Meissen, der Erlauchte genannt, ein stattlicher und tapfrer junger Fürst, der bereits einen Anwartschaftsbrief vom Kaiser Friedrich II. auf die Landgrafschaft Thüringen hatte, und alsbald nach Heinrich Raspe's seines Stiefvaters Tode, sich beeilte, Besitz zu ergreifen, wenigstens von Thüringen, denn von Hessen als einer freien Landschaft, die dem Reiche nicht zu Lehen stand, hatte Heinrich nicht den gleichen Anspruch. Hessen erklärte sich für Heinrich von Brabant, und lud Mutter und Kind zu sich ein, / denn Heinrich zählte erst vier Jahre, darum hieß man ihn das Kind von Brabant. Sophia kam zuerst nach Marburg, trat, ihren Sohn auf dem Arme, unter die Bürger, und entflammte sie für des Sohnes Recht, und da wirkte gar mächtig die frische Erinnerung an die heilige Elisabeth. Aber die Herzogin von Brabant verfolgte ihres Kindes Rechte weiter. Wenn sie auch Heinrich dem Erlauchten die thüringischen Reichslehen die er vom Kaiser empfangen hatte, nicht wol streitig machen konnte, so hatte sie doch Rechte an die alte Grafschaft Thüringen, und die Güter, welche Ludwig der Bärtige und dessen Nachkommen als Allode erworben und vermehrt hatten; daher rückte sie auch nach Eisenach vor und hielt mit Heinrich dem Erlauchten eine Tagsatzung, auf der sie sich mit ihm vergleichen wollte, und es wäre alles gut geworden, wenn die Versprechungen des Markgrafen Dauer gehabt hätten. Diese hatten aber keine Dauer, und daran waren die Rathsschläge Schuld, welche dem Markgrafen gegeben wurden. Denn da die Zeit des Interregnums war, und kein Reichsoberhaupt als Schlichter des Streites vorhanden, so widerriethen Heinrichs Mannen und zumal der Marschall Helwig von Schlotheim jede Nachgiebigkeit, die der Markgraf zeigte, und zumal sprach der erstere: Wäre es möglich, daß Ihr mit einem Fuße im Himmel stündet, und mit dem andern auf der Wartburg, so solltet ihr viel eher den einen Fuß aus dem Himmel ziehen und ihn zu dem andern auf die Wartburg setzen. Das veränderte Heinrichs nachgiebigen Sinn, er verschob die völlige Ausgleichung auf den Spruch des neuzuwählenden Kaisers, und beschwor mittlerweile sein Recht auf Thüringen in der Kirche zu Eisenach auf eine Rippe der heiligen Elisabeth, und zwanzig Eideshelfer/schwuren mit ihm in Sophia's Gegenwart. Da wurde die arme Herzogin von Zorn bewegt und außer

sich, und in Thränen ausbrechend zog sie ihren Handschuh aus und rief: O Du, der aller Gerechtigkeit Feind ist, Teufel! Dich meine ich! Nimm hin diesen Handschuh zusammt den falschen Rathgebern, die meinen Sohn um sein Erbe betrügen! So bot Sophia von Brabant dem Teufel selbst Fehde, denn eine muthige Frau nimmt es mit dem Teufel schon auf – dabei aber begab sich das Wunderbare, daß der Teufel die Fehde annahm, denn der Handschuh, den Sophia in die Luft geschleudert hatte, kam nicht wieder herunter – und bald entbrannte blutig und schwer in seinen Folgen der Thüringische Erbfolgekrieg. (I S. 188-190)

### **TSB Nr. 104: Der Wangenbiß**

Neun Jahre hatte der Thüringer Erbfolgekrieg gedauert, und dem Lande und Volke war viel Weh widerfahren. Und endlich mußten die streitenden Parteien sich doch einigen. Sophia mußte auf alle Ansprüche auf Thüringen für ihren Sohn verzichten, dafür erhielt sie ganz Hessen, und so wurde Heinrich, das Kind von Brabant, der erste Landgraf von Hessen und der Ahnherr und Stammvater der noch blühenden hessischen Regentenhäuser. Auch wurde eine gegenseitige Erbverbrüderung aufgerichtet, daß beim Aussterben eines Hauses, des Thüringisch-Meißnischen oder des Hessischen, die überlebende Linie wiederum das Ganze besitzen solle, deshalb behielten auch beide Lande das alte Stammwappen, den Löwen aus silbernen und rothen Stücken im blauen Felde bei, doch wird der Nachricht von der Aufrichtung einer solchen Erbverbrüderung auch von mehreren Geschichtschreibern widersprochen, und soll dieselbe erst später erfolgt sein, was zu erörtern die Sage nicht beru/fen ist. Sie weiß nur, daß der Mark- und Landgraf Heinrich der Erlauchte, Pfalzgraf zu Sachsen, zur allgemeinen Friedensfeier zu Nordhausen ein Prachtturnier anstellte, welches von Fürsten und Rittern und edlen Frauen zahlreich besucht war, und bei dem auch Heinrichs ältester Sohn, Albert mit seiner Gemahlin Margaretha, der Tochter Kaiser Friedrichs II. gegenwärtig war. Markgraf Heinrich der Erlauchte hatte des Länderbesitzes fast zu viel, ohne die mancherlei Ansprüche auf Lande in Oesterreich, auf Neapel, auf Sicilien, daher übergab er seinem ersten Sohne Albert die Oberherrschaft über die Landgrafschaft Thüringen und die Pfalz Sachsen, dem zweiten Sohne aber, Dietrich, das Osterland und Landsberg. Albrecht war ein streitbarer und auch streitlustiger, tapferer Herr, doch ohne geregelte Neigungen, und sein Leben war eine Kette von Kämpfen, erst gegen den eigenen Bruder, dann gegen den eigenen Vater, dann gegen den eigenen Sohn. Dieß, und eine heftige Neigung zu einem schönen und verlockenden Hoffräulein seiner Gemahlin, Kunegunde von Eisenberg, und alles, was in Folge dieser Neigung geschah, wurde Ursache, daß dem Landgrafen Albert von Thüringen schon sehr frühzeitig von Geschichtschreibern der übel klingende Beiname der Entartete gegeben wurde, der auf sein Andenken einen trüben Schatten wirft, welchen Schatten vielleicht die sorgfältigere Geschichtsforschung der neuesten Zeit in etwas zu lichten im Stande sein wird. Die Sage aber wird sich das, was sie selbst von ihm und über ihn berichtet, nicht nehmen lassen.

Als Landgraf von Thüringen hatte Albert seine Hofhaltung im Schlosse Wartburg, und dort vergaß er der/ ehelichen Liebe und Treue gegen seine Gemahlin Margaretha ganz und gar, und lebte nur für Kunegunde von Eisenberg, die ihn mit ihren üppigen Reizen also umstrickt und bezaubert hielt, wie Frau Venus im Hörseelenberge vor Zeiten den Ritter Danhäuser, und ihn also sehr bethörte, daß er seiner tugendhaften Gemahlin das Leben rauben zu lassen gedachte. Nun war ein armer Knecht auf der Burg, dem oblag, täglich mit 2 Eseln Fleisch und Brod aus der Stadt auf die Burg zu schaffen, dem gebot der Landgraf gegen Verheißung eines großen Stückes Geld, sich des Nachts in die Kammer der Landgräfin zu schleichen und ihr heimlich das Genick zu brechen, nachher sollte die Unthat, wenn der Tag komme, dem Teufel in die Schuhe geschoben werden. Wie nun die Zeit da war, daß der Eseltreiber den Meuchelmord an seiner unschuldigen Gebieterin und Landesherrin ausführen sollte, regte

sich sein Gewissen, und er bedachte bei sich, daß er, obschon blutarm, doch ehrlicher Leute Kind sei, und was es auf sich habe, eine solche That zu thun. Tödtete er seine Herrin und bliebe, so würde bald genug der Landgraf auch ihn tödten lassen, damit die That verschwiegen bleibe. Tödtete er sie und entfliehe, so würde man um so mehr in ihm den Thäter vermuthen und ihm das Bekenntniß abpressen, dann war sein Tod abermals gewiß. Tödtete er sie nicht, so hatte er des Gebieters Zorn zu fürchten, und an der Ehre, Vertrauter geworden zu sein, hing sein Leben.

Da nun der Eseltreiber die Ausführung der That an vierzehn Tage hinauszögerte, wurde der Markgraf ungeduldig und redete ihn wiederum an mit ernstlicher Frage: Hast Du die Aernte erworben, die ich Dir anbefohlen habe? worauf der Knecht zagend antwortete: Herr, ich will sie/ baldigst erwerben. Und noch desselben Abends spät führte ihn die böse Kunne von Eisenberg durch die Frauengemächer in das Gemach, darin die Herrin ganz allein schlief, befahl ihm alles wohl zu richten, und ging dann ihren Weg dahin, wo sie mit Zärtlichkeit erwartet wurde. Der Eselknecht aber fiel am Bette seiner Herrin auf seine Kniee nieder und weckte sie auf, und sie fragte erwachend: Wer ist da? Da nannte sich der Knecht, und flehte sie an, seines Lebens zu schonen und zu genaden. Sie aber sprach: Was thust Du? Du bist trunken oder unsinnig. Schweigt Herrin und verrathet mich nicht, erwiderte er: rathet vielmehr Euch und mir. Ich habe Befehl, Euch zu ermorden – das kann und will ich aber nimmermehr. Ersinnet Rath, daß wir Beide das Leben retten und behalten! – Gehe hinweg! sprach Margarethe erschrocken, und berufe mir eilend und heimlich den Schenken, Rudolf von Vargila – mit dem will ich mich berathen, was ich beginnen soll. Ehe der Schenke kam, hatte sich Margarethe vom Lager erhoben und ihre Jungfrauen geweckt, die in einem Nebenzimmer schliefen; Rudolf von Vargila, der Haushofmeister, rief seine Hausfrau wach, und in aller Stille versammelten sich diese Getreuen im Zimmer der Herrin, um rasch zu berathen, was in so verhängnißvoller Lage zu thun sei. Schleunige Flucht erschien allen das am meisten anzurathende zu sein, und Margaretha war dazu entschlossen. Sie hieß ihre Jungfrauen alles vorbereiten, indessen sie sich nach dem Schlafzimmer ihrer Söhne begab. Sie hatte deren drei: Heinrich, schon 16 Jahre zählend, Friedrich, nur ein Jahr jünger und Diezmann, zehn Jahre alt. Und sie setzte sich an ihrer Söhne Bette und beweinte ihr Unglück mit heißen Zähren unter großen/ Schmerzen, aber ihre Diener drängten sie zur Eile, und da sie sah, daß es nicht anders sein konnte, küßte und segnete sie die Söhne und sonderlich küßte sie Friedrich ohne Aufhören und biß ihn aus herzbrechender Mutterliebe heftig in die Wange, daß sie blutete, und wollte auch Diezmann also zeichnen, aber Rudolf der Schenke wehrte es ihr, und fragte: Wollet Ihr die Kinder erwürgen (= töten, sk)? Sie aber sprach: Ich habe Friedrichen gebissen, daß er, wenn er erwachsen, stets an diesen großen Jammer seiner Mutter und an dieses trauervolle Scheiden gedenke. Nun war nur noch die schwere Frage: wie entkommen? Denn das Burgthor war verschlossen, wohl verwahrt und bewacht, und Margaretha mußte aus dem von ihr bewohnten Bau vor in das Ritterhaus gehen, dort befand sich ein Gang, der zum Theil noch heute vorhanden ist und der Margarethengang heißt, der hing hart über der Burgmauer und hoch über dem waldigen und felsigen Abhange nach Westen, dort wurde sie an Seilen und Bändern, welche die Frauen aus Bettlacken geschnitten und fest aneinander geknüpft hatten, hinunter gelassen, mit ihr eine ihrer Jungfrauen und eine Kammermagd und zuletzt auch der Eseltreiber, der als Wegezeiger dienen mußte, und so kamen sie in aller Stille auf den schmalen Pfad, der an der hintern Seite der Burg um diese zieht, und stiegen steil hinab in den Burghain, kamen in die Thaltelle der Silbergräben und gewannen von da aus die waldige Straße, die über Marksuhl und Vacha gen Frankfurt führt. Und gingen noch dieselbe Nacht mit Jammer und Leid bis zur Burg Krainberg, welche damals dem Stifte Hersfeld zugehörte; dort nahm sie der Amtmann willig auf, die Tochter eines Kaisers und ließ sie andern Tages weiter gen Fulda geleiten. Auch dort wurde sie vom Abte gar ehrerbietig empfangen und dieser ließ sie bis nach Frankfurt gelei-

ten, wo sie wieder die beste Aufnahme fand, und in einem Jungfrauenkloster ein schirmendes Asyl. Aber was sie erfahren und erduldet, und was ihre Seele gelitten, das nagte ihr am Herzen und sie überlebte nicht lange den Tag ihrer Flucht und wurde zu Frankfurt begraben. (I S. 193-198)

### **TSB Nr. 106: Der Taufritt**

Die Bürger von Eisenach hielten zu ihrem alten Herrn, sandten Eilboten an den Kaiser, schlossen die Wartburg wiederum ganz eng ein und schnitten ihr alle Zufuhr ab, was bei der Unzulänglichkeit ihrer Lage auf einem hohen Felsen sehr leicht war. Außerdem war mit stürmen und steinschleudern der hohen Bergfeste nicht beizukommen. In dieser Zeit genaß des Landgrafen junges Ehegemahl, Frau Elisabeth, eines Töchterleins auf Schloß Wartburg, das konnte nicht getauft werden, denn es war kein Geistlicher auf der Burg und auch keiner zu erlangen. Da faßte Friedrich der Freudige einen raschen Entschluß. Er erkürte (= wählte, sk) aus der Zahl seiner Mannen zwölf tapfere Kämpen (= Kämpfer, sk), stieg mit ihnen zu Roß, hieß die Amme mit dem Kinde ebenfalls ein sicher trabendes Rößlein besteigen, ritt mit ihnen bei nächtlicher Weile einen Saumpfad von der Burg nieder, durch das Hellthal, über den Gaulanger, der vor dem Frauenthore lag, und gewann den Thalgrund des Engelsbach oder Sengelbach hinter dem Karthäuserberge, von da aus die Weinstraße und so weiter. Die Reiter waren schon ziemlich weit, als in der Stadt Lärm wurde, die Wächter ihre Hörner erschellerten, und eine Reiterschaar aus dem Nicolaithore hervorbrach, den Flüchtigen nachzujagen, was sie mit großem Lärm und Geschrei that. Wie nun Friedrich mit den Seinen immer rasch vorwärts ritten, schrie das Kind heftig und die Amme hielt ihr Rößlein an. – Was ists? Was fehlt dem Kinde? Warum schreit es? fragte der Landgraf, und riß sein Roß herum. – Herr! erwiderte die Amme: es hat Durst! Es schweiget/ nicht, es sauge denn. – Wohlan, so haltet! rief Friedrich der Freudige den Seinen zu. Meine Tochter soll um solcher Jagd Willen nichts entbehren, und kostete es das Thüringerland! Da scharten sich alle um die Amme, welche das Kind stillte, und waren bereit zum Kampfe auf Tod und Leben, denn sie hörten den Hufschlag der Feinde in ziemlicher Nähe; es kam aber nicht zu einem Kampfe, weil muthmaßlich die Verfolger der Hauptstraße entlang jagten, und Friedrich mit den Seinen zur Rechten derselben Feld- und Waldwege gewonnen hatte. Und so kamen alle nach einem angestregten Ritte im Schlosse Tenneberg über Waltershausen an, und der Landgraf ließ den Abt von dem nahen Kloster Reinhardsbrunn berufen, der mußte das Töchterlein taufen und dasselbe auch Elisabeth nennen. Als dieses geschehen war, gewann sich der freudige Landgraf Hülfe und Zuzug von seinen Freunden und Vasallen, speisete trefflich aufs neue die Wartburg, und brachte ganz Thüringen auf seine Seite. Darob erzürnte sich der Kaiser Albrecht mächtiglich, wollte Thüringen aufs neue mit Heeresmacht überziehen, wie er die Schweiz zu überziehen drohte, aber da wurde seinem Leben ein Ziel gesetzt durch die Hand seines eigenen Neffen, Johann von Schwaben. Das wandte alle Dinge merklich anders; die Bürger zu Eisenach demüthigten sich vor ihrem rechtmäßigen Gebieter, die Abgefallenen huldigten ihm aufs neue; Uebelthaten und Untreue mußten gesühnt werden; die von den Bürgern in ihrem Freiheitseifer gänzlich zerstörte Zwingburg Klemme mußten sie neu und schön wieder aufbauen. Zu diesen Zeiten starb Markgraf Diezmann zu Leipzig auch durch Meuchelmord, wie der Kaiser, da zog sein Bruder Friedrich der Freudige schnell nach Sachsen, wo noch kaiserliches/ Kriegsvolk lagerte. Er aber rüstete sich zur Schlacht, ließ sich von seinem Wappner (hier: der Dienstmann, der ihm die Rüstung pflegt und anlegt, sk) die heraldischen Kleinode der Lande Meißen, Pleißen und Thüringen, den wachsenden Mann und die Hörner mit den silbernen Kleeblättern zugleich auf den Helm befestigen und sol dazu gesprochen haben:

Heut binde ich auf Meissen,  
Thüringen und Pleissen.  
Und alles, was meiner Aeltern je gewart,<sup>1</sup>  
Gott helfe mir auf dieser Fahrt!

Und dann ging in der Gegend zwischen Leipzig und Altenburg, beim Oertchen Lucka der blutige Tanz gegen das Heer des Kaisers los, das meist aus Schwaben bestand, und schmäählich in die Flucht geschlagen wurde. Davon entstand ein Sprüchwort, wenn sich einer vermaß, große Dinge zu thun:

Es wird dir glucke – (glücken)  
Wie den Schwaben bei Lucke. (I S. 201-203)

### **TSB Nr. 107: Das Spiel von den zehn Jungfrauen**

Nach den vielen Kämpfen und Fehden, welche das Thüringerland zu tragen hatte, und in denen die Zeit so unfroh und verdienstlos gewesen, daß auf dem Markte zu Eisenach das Gras eine halbe Elle hoch gewachsen war, kehrte endlich eine bessere Zeit zurück; das Leben wurde wieder regsamer, und die Freude forderte wieder ihren Antheil an Festeslust und Schaugepränge. Da geschahe es,/ daß am Abende vor dem Sonntage Misericordias, war der 24ste April des Jahres 1322, die Predigermönche zu Eisenach auf der Rolle, zwischen der Hauptkirche St. Georgen und dem Barfüßer Kloster, ein geistliches Schauspiel aufführten, welchem Friedrich der Freudige mit seinem Hofstaate und vielem Volke als Zuschauer beiwohnte. Den Inhalt des Schauspieles bildete das Evangelium von den 5 klugen und den 5 thörigten Jungfrauen, die Darstellung war also angeordnet: Christus erschien mit Maria und einem Engelchore singend, denn die ganze Darstellung war gleichsam oratorisch, als durchaus ernstes Singspiel gehalten, obschon vielleicht auch manche Stellen gesprochen wurden. Hierauf traten die zehn Jungfrauen mit einem Lobgesange auf, Engelstimmen geboten Schweigen, Christus lud zu seinem Hochzeitmahle ein. Die Jungfrauen theilten sich in ihre zwei Parteien und führten Wechselreden über die Wahl zwischen himmlischer und Weltfreude; die thörigten hielten ein Mahl, bei dem sie zum Theil entschlummerten. Dann hielten sie, nachdem sie die 5 klugen vergebens um Oel gebeten, einen Umgang auf der Bühne, Oel zu kaufen, was ihnen nicht gelang. Christus erschien als der Bräutigam, winkte den klugen zu seinem Mahl empor; Maria empfing und krönte sie. Engelchöre verherrlichten das Hochzeitmahl. Nun flehten die thörigten Jungfrauen, auch sie aufzunehmen, aber mit Strenge wies sie Chrisuts zurück; sie wandten sich an Maria als Fürbitterin, welche sich auch bewegen ließ, bei ihrem göttlichen Sohne für die unglücklichen zu bitten, allein vergebens, vielmehr traten Teufel auf, welche die thörigten Jungfrauen mit einer Kette umschlangen, die nun in die jammervollsten und wehmuthsvollsten Wehklagen in Mark und/ Gebein durchschütternden Worten ausbrachen, das Haar sich rauften, die Brüste zerschlugen, dem Tage ihrer Geburt und ihren Erzeugern fluchten und unter einem hochtragischen Klagechore in das geöffnete Thor der Hölle von den Teufeln gestoßen wurden. Das fiel dem Landgrafen centnerschwer aufs Herz – sein frommer Glaube an Christi Versöhnungstod und an die Fürbitte Mariä wurde in den tiefsten Tiefen seines Gemüthes erschüttert, und sein Zorn über die zur Schau gelegte gnadenlose Härte, dem er Worte gab, und die Aufregung darüber ergriffen ihn so heftig, daß ihn der Schlag rührte und ihm die Sprache lähmte. Zwar starb er nicht alsbald, aber die freudige Kraft war gebrochen, sein Geist blieb umdüstert, und zwei und ein halbes Jahr nach der Aufführung jenes traurigen Spieles erlag Friedrich mit der gebissenen Wange seinen Leiden. (I S. 203-205)

---

<sup>1</sup> von Gewar – gemeinschaftliches Besitzthum.

## TSB Nr. 109: Die verfluchte Jungfer

In den dämonisch-mythischen Sagenkreis der Eisenacher Gegend gehört auch die „verfluchte Jungfer“. Eine Felshöhle ziemlich hoch über der linken Wand des Marienthales wird vom Volke seit uralten Zeiten „das verfluchte Jungferloch“ genannt. Einst soll zu Eisenach eine Jungfrau gelebt haben, von übergroßer Schönheit, aber auch von übergroßem Stolze, Hochmuth und prunksüchtigem Welt-sinn. Stets putzte sie sich, und strahlte, gleich der Lurelei am Rhein, ihr goldenes Haar mit goldnem Kamme, vergaß und versäumte darüber sogar des Gottesdienstes, denn sie wurde nicht fertig mit strahlen, Zöpfe flechten, Geschmuck und Geschmeide anlegen, und da ihrer frommen Mutter dieses Thun ein Gräuel war, Bitten und Ermahnungen aber gänzlich fehl schlugen, so hat die Mutter diese Tochter in den Stein verwünscht, bis ihr Gott helfe. Dort ist sie nun in die Felshöhle gebannt, vor der kein Gras wächst, und läßt sich zu Zeiten sehen; manche sagen nur alle sieben Jahre, andere gar nur alle hundert Jahre. Zu Zeiten ist ein rothes Hündlein bei derselben erblickt worden. Man sieht sie droben sitzend oder stehend und immer weinend, auf Erlösung hoffend, die nur dadurch/ bewirkt wird, daß jemand ihr, der zwölfmal Nießenden, zwölfmal hinter einander ein „Gott helf!“ zurufe. Dazu hat leider noch niemand die Geduld gewonnen. Ein Fuhrmann brachte es wirklich bis zu eilfmal, als sie aber zum zwölftenmale nießte, schrie er im Fuhrmannszorne: „Ei, wenn Gott Dir nicht helfen will, so helf Dir der Teufel!“ – Da that die verwünschte Jungfrau einen lauten Schmerzensschrei und verschwand. Vielfach gehen noch andere Sagen von ihrer Erscheinung um. Eine Schaafheerde wurde von ihr so geschreckt, daß sie sich wild zerstreute, und an vierundzwanzig Schaafte sich von den steilen und schroffen Felsklippen herab zu Tode fielen. Einer Hirtenfrau erschien die Jungfrau, und ließ sich von derselben das Haar strahlen, wollte sie auch gut dafür belohnen, und hatte sie schon in ihre Höhle geführt, die voller Schätze war, gleich der Höhle im Schlosse Xaxa, aber da schreckte sie ein großer Hund mit feurigen Augen, daß sie laut aufschrie, weil sie glaubte, der Hund werde sie beißen – da verschwanden Jungfrau, Schätze, Hund und Höhle mit einemale, und die Frau stak in einer Dornhecke, aus der sie sich mühsam befreien konnte. Ein im Walde verirrtes und durch ein Vöglein verlocktes Kind schirmte die verfluchte Jungfrau, gab ihm Nahrung und deckte es zu, wenn es schlief. Erst nach acht Tagen fand es der Vater wieder, und es war frisch und gesund. Eine weiße Jungfrau – sagte es, sei zu ihm gekommen, habe ihm zu essen und zu trinken gegeben, und es zugedeckt. – Hinter der Frauenburg, vor welcher am Bergesabhang die Jungfernhöhle liegt, quillt eine Quelle, aus dieser trank einmal ein armer Leineweber aus Eisenach, da warf das Wasser mit einemale einen Klumpen Silber heraus, den nahm der Leineweber/ und trug ihn in die Stadt zum Schlosser Rauchmaul, der zahlte dem Leineweber fünfzig Thaler für den Fund und bewirthete ihn noch obendrein, und schänkte ihm so lange zu trinken ein, bis jener den Ort ausplauderte, wo er das Silber gefunden. Nun gingen beide mit einander zu dem Silberborn, und siehe, es lag wieder so ein Klumpen da, und der Schlosser zahlte seinem Freunde die Hälfte des für den ersten gezahlten Geldes, aber heimlich dauerte und reute ihn das schöne Geld; er mochte das Silber gern umsonst haben, und wo möglich recht viel. – Daher verfügte er sich andern Tages bei guter Zeit ganz allein zu dem ergiebigen Brunnen, aber die verfluchte Jungfer hatte den Quell mit einem seidenen Wams verstopft, und so floß er nicht mehr, und weder der Schlosser, noch andere, die dort herum hackten und schaufelten, fanden jemals wieder einen Gran Silbers. Nur dem tiefen Grunde, der sich von der Quelle des Silberborns absenkt, zwischen der Wartburg, der Viehburg und der Hollunder, blieb der Name: Die Silbergräben, weil man in selbigen niemals Silber ergrub. Lucus a non lucendo. (I S. 207-209)

### **TSB Nr. 110: Mönch und Nonne**

Am südwestlichen Abhange des alten Burberges Metilstein, der heutzutage Mädelstein genannt wird, ragen zwei nahe beisammenstehende Felsen hoch und vereinzelt empor, diese heißen Mönch und Nonne. In einem Kloster zu Eisenach lebte ein junger Mönch, und in einem andern/ eine Nonne, mögen etwa der Mönch ein Karthäuser, und das Nönnlein in St. Katharina gewesen sein, die liebten einander, obschon niemand zu sagen weiß, wo sie einander zuerst gesehen, und wie sich ein Einverständnis zwischen ihnen entsponnen. An einem Abende aber entwichen laut Verabredung beide heimlich aus ihren Klöstern, ob nur auf ein kurzes Stelldichein oder ob für immer, das meldet wiederum die Sage nicht. Vielleicht hatten sie nicht den Willen, wieder in die Klöster zurückzukehren, und haben dieß auch nicht gethan, vielmehr fanden sie sich an einer einsamen Stelle hinter dem Metilstein und standen da gar lange beisammen auf einer Stelle und küseten einander, und stehen noch immer daselbst, denn sie wurden in hohe Steinfelsen verwandelt, die von weitem gesehen, immer noch zwei riesigen Menschengestalten ähneln, welche sich gegen einander zum Kusse neigen. (I S. 209/10)

### **TSB Nr. 111: Hilten, der Mönch**

Im Kloster der Barfüßer zu Eisenach lebte ein frommer Mönch, des Namens Johannes Hilten, dem war die Gabe der Weissagung eigen, es ging ihm aber damit, wie das Sprichwort sagt: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande; und zumal mißfiel er sehr, als er eine Veränderung in der kirchlichen Lehre von der Kanzel vorhersagte, und den Klöstern eine wenig tröstliche Zukunft verhieß. Das Barfüßerkloster zu Eisenach werde einem Lustgarten weichen, das Kloster zu Weimar ein Zeughaus/ werden, das zu Magdeburg ein Schulhaus, das zu Wittenberg ein Kornhaus. Solche Prognostica über die Zukunft dieser und anderer Klöster mißfielen dem Abt und Convent, und als Hilten nicht aufhörte zu prophezeihen, und unter andern vorbrachte, im Zeichen des Löwen werde ein Eremit erweckt werden, der werde mächtiglich rütteln am päpstlichen Stuhle, so warf man ihn in ein scheusliches Gefängnis voll Stank und Moder, und obschon er flehentlich bat um eine erträglichere Custodie, erhielt er sie doch mit nichten; darauf prophezeite er noch härter, in fünfzehn Jahren werde sich ein Held erheben, der werde die Mönche scharf anfassen, und sie würden ihn nicht, gleich ihm, fesseln und einkerkeren können, und dann ist er gestorben.

Und gerade als fünfzehn Jahre verflossen waren, kam, im Jahre 1489, auf die Schule zu Eisenach ein fünfzehn Jahre zählender Schüler, der ersang sein Brod vor den Thüren, und es nahm ihn eine andächtige Matrone an ihren Tisch, das war Frau Ursula Cotta, des Rathsherrn Conrad Cotta hinterlassene Wittwe. Und als aber fünfzehn Jahre verflossen waren, ging derselbe vormalige Schüler aus dem Augustinerkloster zu Wittenberg als ein Bruder Eremit, wie man die Augustinermönche zu nennen pflegte, und schlug an die Schloßthür daselbst seine Sätze an. Damals herrschte zu Rom Papst Leo X., das war Hiltens Löwe, und der Eremit war Hiltens Held, Doctor Martin Luther. – Nach Hiltens Tode hat man ihn hoch geehrt, und ihm zu Eisenach ein Denkmal aufgerichtet. (I S. 210/1)

### **TSB Nr. 112: Junker Jörg**

Der heilige Ritter Georg, der Drachentödter, war der Schutzpatron des Schlosses Wartburg, der Stadt Eisenach und ihrer schönsten Kirche. Und es geschah, daß eines Abends ein Mann auf die Wartburg gebracht wurde, der kam im Geleite des Amtmanns daselbst, Hansen von Berlepsch und des Ritters Hans von Wenkheim, der im Schlosse zu Altenstein drüben vor dem Walde saß. Die beiden Edeln hatten mit reisigen Knechten den Mann gefangen genommen, als derselbe über Altenstein durch den

Wald nach Waltershausen zu zu reisen im Begriff war, und hatten das gethan auf Befehl ihres Herrn des Kurfürsten von Sachsen. Auf der Wartburg wurde dieser Mann in einem Zimmer des Ritterhauses gut gehalten, trug ritterlich Gewand und ein Schwert, und ward Junker Jörg geheißen. Es schien aber besagter Junker Jörg mehr ein Gelehrter, denn ein Ritter, denn er blieb in seinem Gemach, wie der gefangene Sankt Paulus zu Rom in seinem Zimmer und übersetzte als ein Drachentödter mit dem Schwerte des Geistes die dem Volke von der römischen Klerisei vorenthaltene Bibel, das Wort Gottes, in die deutsche Sprache. Dabei machte ihm der Teufel, wie die Sage geht, allerlei Spuk und Gerümpel, rasselte in einem Sacke mit Nüssen, aber der gelehrte Ritter kehrte sich nicht dran und sprach: Bist Du's, so sei es! Einmal aber umsummsete der Teufel den eifrig seiner Arbeit obliegenden Junker Jörg in Gestalt einer großen Brummfliege allzusehr, so daß dieser zornig ward und sein Tintenfaß nach ihm warf. Davon wurde an der Wand nächst dem Ofen/ ein großer Flecken, der immer wieder zum Vorschein kam, so oft man auch die Wand überstrich, und am Ende wollten viele davon etwas zum Andenken mitnehmen, und bröckelten den Kalk ab, und da ist zuletzt aus dem Fleck ein Loch geworden. Dem frommen und fleißigen Junker Jörg wurde ein ehrbarer Knecht, ein verschwiegener Reitersmann, beigegeben, der, wenn der Junker einmal ausritt, mit ihm ritt, und dessen treue reiterische Einreden und Verwarnungen der Junker hernachmals oft rühmte, weil ihm der Reiter verbot, in Herbergen, sobald er dahin kam, sein Schwert abzulegen und alsbald über die Bücher zu laufen – damit man ihm nicht gleich den Schreiber und Gelehrten ansehe. So ist der Junker da und dort hingekommen zu seinen Freunden, unter andern nach Marksuhla, und haben ihn in seiner ritterlichen Verkleidung und seinem starken Barte nicht erkannt. Im Kloster Reinhardsbrunn aber erkannte ihn ein Conventuale, und wollte das weiter sagen, da drängte der Reiter zum Aufbruch und gab vor, sein Junker müsse Abends bei angestellter Verhandlung sein, und brachen beide eilends auf und zogen auf Schloß Wartburg. Als aber in Wittenberg und andern Orten die Rott- und Schwarmgeister sich aufrüttelten, und der Thomas Münzerische und der Bauernaufuhr losbrachen, da hielt es den Junker Jörg nicht mehr in der stillen Wartburgzelle, sondern erhob sich eilend gen Wittenberg, und kämpfte auch gegen jene gräulichen Drachen ritterlich und beharrlich, und war wieder, der er zuvor gewesen: Doctor Martin Luther. (I S. 212/3)

### **TSB Nr. 120: Die Prinzessin im Wittgenstein**

Im Thale des Ruhlawassers, das dort auch der Erbstrom heißt, ohnweit dem Dorfe Farrnrode, hängt eine Felswand, die heißt der Wittgenstein, ein Name, der auch nach mythischer Frühe deutet; auf diesem Felsen stand einst ein Schloß, und in dem Schlosse wohnte eine Prinzessin, die ist nun in den Felsen gebannt, warum? weiß niemand so recht eigentlich zu sagen. Sie habe einen Ritter gegen den Willen ihres Vaters geliebt, der habe sie entführt, aber der Vater habe ihn eingeholt und erschlagen. Darob sei die Prinzessin alsbald vor Herzeleid Todes verblieben und dann haben beide sehr gespuht, bis der Ritter von Pöpelsträgern in den Ritterberg gebannt worden sei, und die Prinzessin in den Wittgenstein. Nun möchten beide immer gern zu einander, und können nie zusammenkommen. Die Prinzessin darf nur alle 7 Jahre einmal aus dem Felsen – sie hat schon oft Musikanten mit grünen Zweigen, oder andere Wanderer mit allerlei scheinbar werthlosen Dingen, als Knochen, Knotten, Waizenkörnern u. dgl. begabt, von denen den Thörigten, die alles wegwarfen, insgemein noch ein kleiner Rest in Schuhen, Kleidern oder Körben hängen blieb, daraus dann pures Gold wurde. Ein Farrnroder Hirte sah bei seiner Heerde häufig eine fremde Kuh, die sehr schön war, die er nicht kannte und die niemandem in der Gemeinde gehörte, und Abends nie unter der Heerde war. Das fiel dem Hirten auf und einmal ging er jener Kuh nach, wie sie unter Erlen und Weiden am Bache sich verlor, und auf einmal trat sie in eine Kluftspalte des Wittgensteins. Jener ging/ der Kuh nach, da trat ihm plötzlich die Prinzessin im Fels entgegen und fragte: Was willst Du? – Nur das Huthgeld für Eure Kuh,



die täglich zu mir auf die Weide kommt! antwortete keck der Hirte. Da gab ihm die Prinzessin ein altes Silberstück, und sagte: Hier hast Du Deinen Lohn! Hättest Du nichts begehrt, würde Dir mehr gewährt. – Die Kuh kam niemals wieder zu jenes Hirten Weidetrift. Von der Erscheinung der Prinzessin aus dem Wittgenstein laufen viele Sagen um, wie sie Choradjuvanten, welche ihr im Vorbeigehen auf dem Wege von Farrnrode nach der Seelbach das Neujahr ansangen, mitten im Schnee Knochen finden ließ, von welchen einige mitgenommene sich in Glück bringende Goldstangen verwandelten, oder Musikanten, die ihr eine Nachtmusik brachten, durch einen Zwerg mit grünen Eichenbüschen belohnen ließ, ganz der Zug einer auch sonst oft wiederholenden Kiffhäusersage. (I S. 228/9)

### **TSB Nr. 125: Wo der Hund begraben liegt**

Am östlichen Fuße des Wartberges gegen den Inselberg hin liegt das Dorf Winterstein, und zu Winterstein „liegt der Hund begraben“. Dort war und ist noch ein ritterliches Geschlecht seßhaft, die Herren von Wangenheim, das einen Hund im Wappen führt, die hatten dort ihr Stammschloß, das jetzt in Trümmern liegt, doch sind noch drei Wangenheimische Schlösser daselbst. Vor 200 Jahren hatte ein Jägermeister des Geschlechtes derer/ von Wangenheim einen Hund, der hieß Stutzel, und war geschickt, treu und klug, so klug, daß man ihn als einen treuen Boten mit Briefen nach Gotha auf das Schloß Friedenstein schicken konnte. Dieser Hund blieb auch noch der Wittwe jenes Jägermeisters lieb und werth, fast allzulieb, denn als derselbe der Natur seinen Tribut gezahlt, und gestorben war, war die Jägermeisterin Wittwe ganz außer sich vor Schmerz, ließ für den Hund einen Sarg machen, wie für einen Christenmenschen, weinte sehr um ihn und verlangte zumal, daß ihre ganze Dienerschaft ebenfalls um den Stutzel weinen sollte, Letztere that dies auch, mindestens that sie so, als weine sie rechtschaffen; dafür bekam sie auch Trauerkleider von der Herrin geschenkt. Einzig nur die alte Köchin, deren Augen um den Hund völlig trocken blieben, that nicht einmal, als ob sie weine, da bekam sie tüchtig Schelte, worauf sie eine Zwiebel zerschnitt und sich die beiden Hälften an die Augen hielt. Darauf thräneten ihr baß die Augen, und als sie nun so der Herrin unter deren Augen trat, ward letztere tief gerührt, und schenkte der alten Köchin auch ein schönes neues Trauerkleid. Nun wollte Frau von Wangenheim den Stutzel durchaus auf den Gottesacker begraben haben, weil er ein gar so frommes Hundevieh gewesen, dagegen widersetzte sich der Pfarrer und sagte, dieß gehe nicht an. Aber die Frau Wittwe bestimmte der Kirche 100 Thaler, und dem Pfarrer 50 Thaler, da mußte es angehen, um der Armuth des Kirchleins und des Wintersteiner Pfarrers Willen. Und hatte der Hund eine sehr schöne Leiche. –

Als aber die Sache im Lande ruchbar wurde, wurden die Einwohner von Winterstein von ihren nachbarlichen Umwohnern furchtbar geneckt und verhöhnt, daß auf ihrem/ Kirchhof „der Hund begraben liege“. Und der Pfarrer wurde vor ein Herzogliches Consistorium nach Gotha gerufen, ihm eine Strafpredigt gehalten und der Text gelesen ganz gehörig, dann wurde der Pfarrer abgesetzt, und der Stutzel ausgegraben, worauf ihn die Frau Jägermeisterin in der alten Schloßruine beisetzen, und ihm einen schönen Grabstein errichten ließ, auf dem Stutzel abgebildet zu sehen ist, wie er lebte und lebte, nicht etwa heraldisch, daß man denken könne, die Sage sei aus dem Familienwappen abgekünstelt. Darunter steht mit lateinischen Buchstaben folgende Inschrift:

H.V. H.V. W. W.

1650 war der Hund begraben,  
Daß ihn nicht sollen fressen die Raben.  
Stutzel war sein Name genannt,  
Bei Fürsten und Herren wol bekannt,

Wegen seiner Treu und Munterkeit  
So er seinem Herrn und Frauen geweiht.  
Schickt man ihn hin nach Friedenstein,  
So lief er hurtig ganz allein.  
Gut hat er sein Sach ausgericht't,  
Drum hat er diesen Stein gekriegt. (I S. 235-237)

### **TSB Nr. 127: Luthersfuß, Luthersborn und Luthersbuche**

Nicht weit abwärts vom Gerberstein, im tiefen Walde des Steinbacher Forstreviers, liegt eine Wüstung: „Das Glasbach“, oder auch „auf der Wallfahrt“ geheißen. Man zeigt einen Hügel, der die Trümmer einer Kapelle ent/halten soll, gespenstige Nonnen wandeln dort; Schätze wurden an dieser Stelle oft zu heben versucht. Eine weiße Jungfer bewacht die Schätze. Viele Leute, die des Weges nach der Ruhl gingen, der nahe vorbeiführt, sollen sie gesehen haben. Auf dem Wege selbst liegt ein Stein mit einem eingetieften Mannestritt, der Luthersfuß genannt. Weiter hinab in der Thalestiefe ist die Stelle, an welcher der allgemeinen Sage nach Luther auf seiner Reise von dem nahen Aelternheimathorte Möhra über Schweina und Altenstein, aufgehoben und nach Schloß Wartburg gebracht wurde. Dort stand eine starke Buche, unter der ein Brunnlein hervor quoll, und man nannte seitdem den Baum die Lutherbuche, den Quell den Luthersbrunnen. Der Brunnen quillt noch immer frisch und klar, von der Buche aber steht nur noch der hohle Stammrest, ein Orkan, der am 18. Juli 1841 über diese Wälder brauste, brach die oberen Aeste des lange geschützten Baumes ab. (I S. 238/9)

### **TSB Nr. 128: Der Wallfahrtgarten**

Es geht auch eine Sage von einem Kinde, das seine Leute im Walde bei der Wallfahrt allein ließen und welches nun Beeren suchte. Da kam eine weiße Jungfrau und führte das Kind in einen schönen Garten, und gab ihm Blumen, Johannisbeeren und Kirschen, dann aber hieß sie das Kind wieder zu seiner Mutter gehen. Das Kind erzählte nun seiner Mutter alles, und begehrte immer wieder in jenen Garten zurück, aber die Mutter fürchtete sich, und ließ es nicht von sich, zumal sie von keinem Garten wußte. Da härmte das Kind sich sehnsüchtig ab – und wurde krank, und auf einmal in der Krankheit rief es: Siehst Du Mutter! Da kommt die weiße Jungfer, und bringt mir rothe Beeren und Johannisbeeren! – Und da starb es. (I S. 241)

### **TSB Nr. 131: Die Hunde von Wenkheim**

Die Burg Altenstein war zur Zeit, als sie bereits Markgrafenstein hieß, im Besitz der Dynasten von Frankenstein; von diesen ging sie durch Verschwägerung an ein thüringisches Rittergeschlecht, die Herren von Salza über. Von einem derselben, Friedrich von Salza, wurde sie im Jahre 1346 an Friedrich den Ernsthaften, Landgrafen von Thüringen verkauft. Deren Nachkommen, Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder, Herzog Johann der Beständige, belehnten einen Burgmann, Hans Hund von Wenkheim für treu geleistete Dienste mit Burg und Gericht Altenstein. Von dem Geschlechte der Hund von Wenkheim geht auch hier die gleiche Stammsage, wie vom Geschlechte der Welfen, und so vielen Geschlechtern des Namens Hund. Eine der Ritterfrauen beschuldigte eine arme Frau, die mit Drillingen niedergekommen war, deshalb des Ehebruchs und ließ sie hinrichten. Auf der Richtstätte verwünschte die Arme die Edelfrau, daß sie statt 3, 13 Kinder zugleich gebären sollte, die Unglückszahl, und bald darauf gebar die Herrin 13 Knäblein auf einmal, welche eine Dienerin aus Furcht vor dem strengen Eneherrn, bis auf einen, ins Wasser tragen sollte. Der Ritter begegnete dieser Dienerin, fragte was sie trage, und die Erschrockene stammelte: Herr! Junge Hunde. Aber der Herr deckte den

Korb auf und fand die kleinen Junker in demselben. Heimlich ließ der Ritter sie in einer entlegenen Mühle aufziehen, und als sie insgesamt zu hübschen Knaben erwachsen waren, fragte er die unnatürliche Mutter: welcher Strafe ein Weib verfallt, die ihr neugeborenes Knäblein gleich einem jungen Hunde ertränke? und sie antwortete: Was sie mit Wasser verschuldet, muß sie mit Feuer büßen. Wohlan denn Weib! zürnte da der Ritter: so muß man Dich nach Deinem eigenen Richterspruch zwölfmal verbrennen! Siehe hier Deine Hunde! – und ließ die Thüre öffnen und die zwölf Knaben eintreten. Die Edelfrau erwartete ihre selbstauferlegte Strafe aber der Gemahl vollzog diese nicht – er ließ sie bloß in einem Kloster ihre beabsichtigte Unthat abbüßen, dann fügte er den 12 Söhnen den Namen Hund zu ihrem Familiennamen bei, worauf das Geschlecht sich weit verbreitete. Der auserwählte aber, der zurückbehalten worden war, und den Namen Hund nicht führte, soll erbenlos gestorben sein. „Burckardt Hund, Amtmann zu Gota vnd Rentmeister“ wie er sich schrieb, erhielt von seinem Herrn dem Kurfürsten zu Sachsen, nebst Hans von Berlepsch, Hauptmann und Amtmann auf Wartburg, den Befehl, Doctor Luther auf seiner Reise über Altenstein durch den Wald gefangen zu nehmen, und führte diesen Auftrag auch in Verbindung mit dem genannten treulichst aus, so daß noch immer sein Name unvergessen ist, und in Ehren genannt wird. Im Jahre 1722 erlosch mit/ Ehrhard Friedrich Hund von Wenkheim, dessen Andenken durch fromme Stiftungen in Segen lebt, dieses edle Geschlecht, das 2 Jahrhunderte auf Altenstein geboten hatte, und Helm und Schild wurden zerbrochen mit in die Gruft gesenkt. (I S. 246-248)

### **TSB Nr. 136: Die Teufelsmahten**

Vom alten Schlosse Liebenstein geht auch noch diese Sage, die mythischen Kreisen wieder zuleitet: Ein Herr von Stein, der droben in dem Steinnest wohnte, war etwas rau und wild geartet, und schloß, da er sich vor dem Teufel nicht fürchtete, einen Pakt mit dem Teufel, daß der ihm dienen mußte so und so lange, und sann auf nichts, als den Teufel zu schinden und zu plagen, daß selbiger schier aus der Haut fahren mochte. So gab der Ritter von Stein einmal dem Teufel auf, auf dem großen Acker-Felde, das sich ostwärts der Burg weit ausbreitet, in einem Tage alles Getreide zu mähen, das hundert Schnitter in drei Tagen nicht vollbracht hätten. Nun stand es so um den Pakt, daß, wenn der Teufel nicht that, was der Ritter wollte, sofern es Erdenarbeit war, der Pakt null und nichtig wurde, daher that der Teufel ein Uebriges, ließ sich von seinem guten Freunde Tod die Sense borgen und fing an auf Teufelsmanier zu mähen, nämlich bald rechts, bald links, mächtige Mahten, und schlug alles nieder, worauf er aber des Ritters Dienst so satt bekam, daß er ihm auf sagte, denn er war von solcher Arbeit so schachmatt geworden, daß er sich kaum noch regen konnte. Damals soll er, wie ein schönes Märlein erzählt, sich in die Einsamkeit zurückgezogen und den Branntwein, das gebrannte Teufelswasser, zu seiner eigenen Stärkung erfunden haben. (I S. 263)

### **TSB Nr. 138: Hausgeister in Brotterode**

In der Gegend des Fleckens Brotterode, am östlichen Fuße des Inselberges, lebt ebenfalls die Wichtleinsage, nur daß diese Erdzwerge dort minder als Berggeister, denn als hülfreiche Hühchen und Hausgeister auftreten. Auf einer großen Waldwiese zwischen Brotterode und der Ruhl, welche „der Mönch“ heißt, stand einst eine Schleifmühle, deren Besitzer ein Hausgeist fleißig diente. Sonach müssen diese Hühchen sich leichter als andere an das Geräusch der Klingen und Schleifsteine gewöhnt haben, als die Berggeister um Steinbach. Das Hühchen in dieser Schleifmühle schliff selbst unermüdlich, und der Schleifer brauchte seine Klingen nur in das Werk zu thun und sich dann nicht weiter darum zu bekümmern, er fand sie dann am andern Morgen nicht nur geschliffen, sondern auch polirt wieder. Zu Zeiten ließ sich das Hühchen auch erblicken – es trug sich wunderbarlich genug,

erschien als ein kleines Männlein, so groß etwa wie ein einjähriges Kind, hatte ein Hühchen auf, das einer umgestülpten Fingerhuthblüthe glich, und gab zu Zeiten einen ganz eigenthümlichen Ton von sich. Da wandelte eines Tages dem Schleifmüller in seltsamer Laune die Lust an, diesen Ton seines kleinen Hülfsgeistes spöttlich nachzuahmen, als das Hühchen sich zuerst vor ihm sehen und diesen Ton vernehmen ließ. Da verstummte der Geist und verschwand. Am andern Morgen lagen die Klingen ungeschliffen im Werke, am folgenden stand das Wasserrad – der Müller verfiel in große Armut, bis er zu/letzt gar verdarb und selbst von seinem Hause nicht die kleinste Spur mehr übrig ist.

In einer andern Schleifmühle, welche 2 Brüder inne hatten, waren auch 2 Hühchen thätig, und die Brüder kamen zu gutem Ansehen und Vermögen.

Auch sie erblickten bisweilen die Hausgeisterlein, und zwar in äußerst dürftiger Kleidung, und da geschah es, daß sie miteinander eins wurden, auf gemeinschaftliche Kosten den Wichtlein neue und schöne Keldier machen zu lassen. Solches thaten die Brüder, ließen nach ohngefährtem Maaßstabe rothe Jäckchen, blaue Höschen und braune Mützen machen, und legten diese Kleidungsstücke neben die zu schleifenden Klingen. Wie die Hühchen diese Stücke erblickten, wurden sie sichtbar und sprachen mit traurigen Abschiedsblicken:

Da liegt nun unser Lohn–  
Jetzt müssen wir auf und davon! –

rafften die Kleider auf und kamen niemals wieder. Auch diese Mühle ging ein, und wo sie stand, blieb bloß am Boden der leere Schall des Namens: „Die Schleifmühle“ haften. (I S. 267/8)

### **TSB Nr. 140: „Karle quintes Funn“**

In eigenthümlicher Weise heftet die Sage sich gern an Helden- und große Kaisernamen; bannt deren Träger in/ Bergestiefen, und läßt sie mit ihren Wappner-Schaaren herausziehen aus dem sich öffnenden Schooß der Berge. Man denke an Widukind in der Babilonie, an Karl den Großen im Gudensberge, an Friedrich den Rothbart im Kiffhäuser und im Untersberge, an die Kaiser unter der Burg zu Nürnberg und im fränkischen Guckenberge, an den Siegfried unter Burg Geroldseck etc., und so wird auch Kaiser Karl der Fünfte in diesen mythischen Sagenkreis herein gezogen, ja es widerfährt noch ungleich später glorreich aufgetretenen Helden ein Gleiches.

Wunderbar und ohne allen historischen Halt läßt denn auch die örtliche Sage die Gemahlin Karl V. auf einer Reise nach Brotterode gelangen, und dort, da Wehen sie überfallen, eine Niederkunft halten. Die Gemeinde zeigt sich stolz auf das ihr so unverhoffte Glück, wartet der hohen Wöchnerin und der Amme auf mit dem besten Bier, und hält die Kaiserin in höchsten Ehren. Das erfreut denn auch des Kaisers Herz und er begabt den Ort mit trefflichen Freiheiten, schenkt ihm einen großen Wald, auch das Blutgericht, und ein Fahnenlehen, welches besagt, daß so lange die Brotteroder Kirmse währt, jeder Nachbar, will sagen Hausbesitzer, Bier schänken und auch selbst trinken darf, so viel er kann und mag; darf auch in „der Braut“ fischen, so heißt der Bergbach, der den Ort durchrollt, und tiefer unten die Lauter oder den Lauterbach aufnimmt, da denn beide vereinte Bäche „die Druse“ heißen, durchs Drusenthal und das Dorf Drusen rinnen, und endlich in die Werra fallen. Vom Drusenthale haben die übergelahrten Schriftler und Diftler viel gefabelt, daß weiland der Römerfeldherr Drusus hindurch gezogen, und seinen Namen dem Thale, das nie einen/ alten Römer sah, zurückgelassen habe. Die Druse hieß am Anfang des zehnten Jahrhunderts Drusanda, und an Drusus dachte keine vernünftige Seele.

Die von Kaiser Karl V. den Brotterodern zum Fahnenlehen verliehene Fahne verehrten sie wie ein Heiligthum, und erneuern sie noch heute, wenn ihr Tuch in Abgang kommt, denn alljährlich hängt sie acht Tage lang, so lange die Kirmse dauert, aus einem Schallloch des Kirchturmes. Man nennt sie in der örtlichen Sprache nur „die Funn von Karle quintes.“ Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen; es ist auf das schwarze Tuch mit gelbem Garn ein Bergwappen: Keil und Schlageisen ins Andreaskreuz gelegt, darüber eine Krone, eingenäht. (I S. 271-273)

### **TSB Nr. 142: Die weiße Frau auf Tenneberg**

Ueber dem Städtchen Waltershausen erhebt sich das stattliche Haus Tenneberg, ein altes Schloß der Thüringer Landgrafen, noch baulich wohlerhalten und bewohnt. Einst war es Eigenthum und Vatergeschenk des Bastards Landgraf Albert des Entarteten, Apitz, der es aber bald wieder räumen musste. Die Sage weiß vieles zu berichten von einer weißen Frau, die sich zur Nachtzeit erblicken läßt, hervorwandelt aus einem Thurme, in dem ihr Grab sein soll, und dessen Fenster bisweilen lichthell blinken sollen. Man sagt, diese weiße Frau sei der ruhelose Geist einer geheimnißvollen Fremden, die vor dreihundert Jahren an den Hof Johann Friedrich des Mittleren, Herzogs zu Sachsen kam, und aussagte, sie sei Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin König Heinrich VIII. von England, die man zwar für tod ausgab, aber sie sei nicht gestorben, sondern der englischen Drangsal entflohen. Nun soll man aber auf die Vermuthung gekommen sein, jene Fremde sei nicht Anna von Cleve, Englands gewesene Königin, und habe sie auf Tenneberg eingekerkert, sehr übel behandelt, ja gefoltert, bis sie wahnsinnig wurde und sich selbst Teufelsumganges zieh. Sie saß in einem gemauerten Gewölbe des erwähnten/ Thurmes, und trug ein langes weißes Kleid, und in diesem Thurme soll sie denn auch gestorben sein, und nun umgehen mit vorwurfsvollem Blicke, starrem Schmerz in ihrem erdfahlen Antlitz, eine trauervolle und unheil kündende Erscheinung; auch habe sie dem Hause des Landesherrn ihren Fluch gegeben, der am Herzog Johann Friedrich dem Mittlern sich genugsam durch das traurigste Geschick erfüllte, und fortwirkend haften blieb an jedem „Johann Friedrich“ durch frühen Tod oder Tod im Irrsinn, so daß ein Hausgesetz errichtet ward, diesen Namen nie wieder einem Prinzen beizulegen. (I S. 275/6)

### **TSB Nr. 143: Fische auf Bäumen**

Dicht unterm Schlosse Tenneberg ist die freundliche Waldstadt Walterhausen erbaut, deren Namen man theils einfach und doch simpel vom Walde, theils gesucht von Balderich, dem Sohne des Königes Bisinfried von Thüringen ableitete. Heinrich der Finkler erhob den Ort zur Stadt, und umzog ihn mit Mauern. Er gewann vier Vorstädte, blieb aber doch klein. Die Stadt führt in ihrem Siegel einen schwimmenden Karpfen zwischen drei Bäumen, und soll es mit dieses Wappens Entstehung eine besondere Bewandtniß haben. Vor dem Waldthore am Strömelberge sprang eine schöne Quelle, welche der sonst ziemlich wasserarmen Stadt das Trinkwasser zuführte. Da geschah es eines Tages, daß in Folge einer Erderschütterung die Quelle so heftig ausbrach, daß sie als ein wilder Bergstrom sich in das Thal ergoß, der durch das Waldthor/ in die Stadt herein braußte, sie und die ganze Gegend furchtbar überschwemmte, und bis in die oberen Stockwerke der Häuser drang. Da war guter Rath sehr theuer, zudem das Wasser, obschon die heftige Strömung bald nachließ, fort und fort allzustark hervorquoll. Man fand allerlei Fische, Aale, Karpfen, Hechte und Forellen auf Bäumen, und das wurde Anlaß, zum Angedenken an diese Fluth das Stadtwappen so zu bestimmen, wie es nach der Hand an vielen Urkunden ersichtlich ist. Der Stadtrath berief aber auch zugleich einen nekromantischen Mönch aus Reinhardtsbrunn, daß er die Quelle besprechend stopfte, und dieser erheischte als Sühne für den zürnenden Wassergeist den berühmten Sammetärmel, mit dem sich in kleinen thüringischen

Städtlein, wie man auch von Plaue bei Arnstadt, Blankenburg, Wasungen u.A. meldet, ehemdem der Bürgermeister Sonntags aus dem Fenster legte, um die Leute glauben zu machen, er besitze einen völligen Talar von Sammet. Sothanen Aermel stopfte der Reinhardtsbrunner Mönch unter gemurmelten Zaubersprüchen in die Quelle, und alsbald hörte sie auf zu fließen, und zwar so, daß auch kein Tropfen mehr ausfloß. Da war guter Rath abermals theuer, denn es gab nun kein Trinkwasser mehr zu Waltershausen, und das gute Bier, das man daselbst schon seit hundert Jahren braut, verstand man noch nicht zu brauen, ist auch schwer, Bier zu brauen ohne Wasser. Da wurde die Stadtgemeinde Waltershausen mit der Dorfgemeinde Wahlwinkel einig um einen Bach, den die erstere der letzteren um ein Stück Tannenwald abtauschte, und mit großen Kosten in die Stadt leiten ließ. Jene Quellstätte heißt heute noch „Der Sammetärmel“. (I S. 276/7)

### **TSB Nr. 148: Vom Sankt Johanniskirchlein**

Von Friedrichsrode wandelt man zum Theil auf den herrlichgrünen Bleichwiesen und durch waldige Gehege oder auch über Bergpfade nach Georgenthal, einem stattlichen Amtsdorfe, in welchem vormals ein berühmtes Kloster stand, von dessen Kirche Mauergrund und Säulenreste in neuerer Zeit ausgegraben wurden. Wandelt man über die Berghöhen, so wird das Dorf Altenberga berührt, und mit ihm ein geheiligter Boden, denn gleich über Altenberga erhebt sich ein frei stehender und weit sichtbarer Bergkopf, und auf diesem hat, der alten Sage nach, Bonifacius-Winfried nächst jener Kapelle bei Schloß Altenstein, die erste Christenkirche in Thüringen begründet, und dieselbe in die Ehre Sankt Johannes des Täufers geweiht. Es war aber auch diese Höhe schon vor Bonifacius Anknunft ein geheiligter Ort, und wenn die auf genaueren Forstkarten am/ Abhange dieses Berges verzeichneten Namen „Oelberg“, und „Heiligenholz“ auf christliches Alterthum hinzeigen, so erinnert der Name des Waldes, der den Bergscheitel unmittelbar bedeckt: „Hain“ an die vorzeitliche Bedeutsamkeit dieser Stätte. Oft faßte das kleine Kirchlein nicht die Menge der Hörer, wenn der Gottesmann predigte, und die Menge der auf dem Berge versammelten Raben, Dohlen und Krähen störte durch ihr Geschrei die Predigt. Da der fromme Bischof diese Störung zum Heile der neuen Gläubigen nicht dulden wollte, so wünschte er unter Gebet die Vögel weg, und siehe da, augenblicklich zerstreuten sich deren Schaa-ren nach allen Winden, und kamen niemals wieder. Die ersten Christen der Gegend fanden auch ihre Ruhestätte droben bei dem Kirchlein, das später, als es baufällig wurde, Graf Ludwig mit dem Barte wieder herstellen, und darin seinen erstgeborenen Sohn taufen ließ. Allmählich wurde aber das St. Johanniskirchlein zu eng, und der Kirchhof zu klein, um die zuströmende Menge der Lebenden und Toden zu fassen. Da beschlossen die den Berg zunächst umwohnenden Dorfgemeinden, das Kirchlein abzubauen, und am Fuße des steilen und beschwerlich zu erklimmenden Bergkegels bei dem Dorf Altenberga, das an dessen Fuße, aber doch noch beträchtlich hoch liegt, wieder erweitert aufzubauen. Aber Sankt Johannes Kirchlein wollte nicht im Thale oder am Bergesfuße stehen, sondern auf der Höhe bleiben, auf der es stand, und so geschah es, daß sich an jedem frischen Morgen das Tages zuvor herab geschaffte Baumaterial wieder droben befand. Da mußte man das alte Kirchlein wieder leidlich herstellen, und wenn man in Altenberga eine Kirche haben wollte, eine neue daselbst aufrichten, und dann hat das Sankt Johanneskirchlein noch/ lange gestanden, bis es von selbst verfiel. In neuer Zeit wurde an seiner Stelle der große thüringische Candelaber (= Denkmal in Form eines riesigen Leuchters, sk) zur Erinnerung an die Bedeutung dieser hehren Stätte von Sandstein errichtet, ein Riesenleuchter, aus dessen Becken drei Flammen, die drei christlichen Hauptconfessionen schlagen, und ist auch von Priestern der drei Kirchen in christlich brüderlicher Liebe eingeweiht worden. (I S. 283-285)

### **TSB Nr. 149: Asolverod**

Ein Graf von Kevernburg, des Namens Sizzo, erbaute hinter dem Sankt Johanniskirchlein auf der Berghöhe noch eine Kirche, und weihte sie dem heiligen Georg; noch heißt der Platz, wo diese Kirche stand: „Sinn Jörgen.“ Dann faßte der Graf mit seiner frommen Gemahlin Gisela und beider Söhnen Heinrich und Günther den Entschluß, ihre fromme Stiftung zu erweitern, fanden aber auf dem alten Berge keinen Raum, wol aber im nahen Thale, daselbst ein Mann, mit Namen Asolv, bereits die Waldung gerodet hatte, dessen Land erkürten jene, erbauten darauf die Kirche und das Kloster und nannten es Asolverod, und da man früher den Ort, wo diese erste dem heiligen Georg geweihte Kirche stand, Georgenberg genannt, so nannte man die Klosterstätte nun Georgenthal. Zum Grafen Sizzo kam ein Verwandter, Graf Eberhard vom Berg und von der Mark, der auf einer langen Pilgerfahrt durch die Lande reiste, frommen Sinnes und geistlich geworden war, der wurde der erste Abt des neuen Klosters, doch starb er/ nicht in Georgenthal, sondern pilgerte weiter, und gründete, später mit seinem Bruder Adolph das Kloster Altenberge in der Rheingegend, und gaben diesem Mönche aus dem Kloster Morimont. Den Namen Altenberge hatte Graf Eberhard aus Thüringen mitgebracht. Das männliche Geschlecht der Grafen von Kevernburg starb gegen das Ende des 14. Jahrhunderts mit Graf Günther aus, der auf dem Berge Sinai verschied. Seine Gebeine wurden nach Thüringen auf das Schloß Kevernburg, die Stammburg des alten Geschlechtes, gebracht, und von da über Arnstadt und Ohrdruf geführt, um bei den Cisterziensern zu Georgenthal in der Ahnengruft beigesetzt zu werden. (I S. 285/6)

### **TSB Nr. 156: Das versunkene Dorf im Ebertsgrunde**

Wenn man von Schmalkalden durch die malerische Felsenpforte gleich hinter Asbach, wo die Sage einen Brunnen kennt, der bisweilen etwas trübe fließt, und an welchem sich eine gespenstige Wäscherin blicken läßt – auf der Straße nach Steinbach und Hallenbach fährt oder wandert, kommt man durch einen hügeligen Wiesengrund, über den sich die Straße mählich erhebt und den die Sage kennzeichnete. In diesem Grunde lag vor Zeiten eine Ortschaft, Ebersdorf oder Ebertsdorf geheißten, und war dieselbe sehr reich, hatte vielen Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer. Aber der Erreichthum machte die Bewohner erzschlecht. Sie logen und trogen, prangten und prunkten, sprachen guter Sitte Hohn und gingen nicht mehr in die Kirche, ja sie beleidigten und erzürnten den Himmel mehr, als es zu sagen ist. Da geschah es an einem Sonntage, daß eine fromme Magd aus Springstille, die in Ebersdorf beim reichsten Bauer diente, von ihrer Herrschaft Urlaub nach Hause begehrte, um daheim/ mit den lieben Ihrigen das heilige Abendmahl zu genießen. Mit Schelt- und Hohnworten über ihr gottseliges Vorhaben wurde ihr die Erlaubniß gegeben, so daß sie weinend und von Herzen betrübt ihres Weges ging. An diesem Tage ging etwas in tiefster Stille vor zu Ebersdorf. Es war so still, so gewitterschwül, aber es kam kein Gewitter. Es waren keine Wolken am Himmel, aber die Sonne schien nicht mehr. Niemand wußte, wohin die Sonne war. Und den Leuten wurde so seltsam, sie wußten nicht wie – und verwunderten sich nur, als auf einmal in aller Stille die unteren Fensterbrüstungen mit dem Erdboden in einer Linie sich befanden, und daß es nach und nach dunkler wurde, und immer dunkler, und endlich ganz Nacht, aber in aller Stille. Nur die Hähne krähten noch. Wie die Magd nun von Springstille zurück kam, fand sie kein Ebersdorf mehr; nur einen großen Hügel erblickte sie, darauf ein goldenes Grabkreuz stand – als sie näher kam, fand sie, daß es das Kreuz auf dem Thurmknopf war – so tief war alles schon gesunken. In der Tiefe kräheten noch immer die Hähne. Nun sprang die entsetzte Magd wieder nach Springstille zurück, und sagte ihren Angehörigen, was sie gesehen, aber niemand wollte ihr glauben. Einige gingen am andern Morgen mit ihr – da war auch das Kirchthurmkreuz vollends hinabgesunken, und es kräheten kein Hahn mehr, weder im Dorfe, noch

nach dem Dorfe. Da nahmen die Springstiller die Eberdorfer Felder in Besitz, und besitzen sie theilweise noch heute. In des Thalgrundes Mitte erblickt man immer noch den Hügel, der die Kirche deckt, wie ein großes Grab. (II S. 9/10)

### **TSB Nr. 157: Burg Hallenberg über Steinbach**

Vom Ebersgrunde führt die Straße eine Höhe hinan, und über das Dörfchen Rotterode nach dem langgebauten, häuserreichen hessischen Marktflecken Steinbach-Hallenberg. Dicht über dem Orte hängt die malerische Trümmer der Burg Hallenberg auf schroffen Felsen, einst Henneberg'sche Grafenburg und lange Zeit Amtssitz. Der Sage nach erbaute derselbe Baumeister, welcher Schloß Henneberg erbaute, auch Burg Hallenberg, dieser Sage Grund ist aber sehr dunkel, denn die Trümmern beider Burgen zeigen nicht die geringste bauliche Aehnlichkeit. Hallenberg war mehr ein eng von Mauern umgrenzter Thurmbau, Henneberg aber war eine stattliche Hofburg, von nicht geringerem Umfange und noch breiterem Flächenraume, wie die Wartburg. Weiter sagte man, innerhalb der Hallenburg sei noch eine eiserne Thüre verborgen, die einen Gang verschlossen halte, der bis in das ehemalige Johanniterhaus Kühndorf am Dolmar führe. Von einer weißen, wandelnden Jungfrau, von einer Höhlung im Gemäuer, darin ein Särglein mit den Gebeinen eines eingemauerten Kindes gestanden, auch hier die so häufig wiederholte Sage, letztere namentlich auch auf den Bergschlössern Henneberg, Liebenstein, Krainberg. Am Berge steht ein altes Malzhaus, bis zu diesem wandelt die Jungfrau; auf dem Hause ein kleiner Thurm mit einer Glocke, die früher auf der Burg hing, und das Silberglöckchen heißt, weil ihr Klang so silberhell und rein. Schwarzaer Juden wollten die ganze Höhlung dieser Glocke mit Silber füllen, wenn man ihnen dafür die Glocke geben wollte./ Die Steinbacher Gemeinde aber hat sie nicht hergegeben. Man findet an der Glocke viele Feilenstriche – die Leute brauchen die Feile dieses Glockenmetalles als Epilepsiemittel, und lassen sie auf Butterbrod einnehmen.

Das Dorf Steinbach soll seinen Namen führen von dem hellen Bach, der über lauter Steine hindurch und in die Hasel fließt. Dieser Bach hieß der Erbisbach, auch „die Steinbäche“. Ein Theil des Dorfes, durch welches der genannte Bach fließt, wird das „Erbisthal“ genannt. In frühern Zeiten waren hier zwei Orte, Ober- und Untersteinbach, welche durch einen Tannenwald getrennt waren. Dieser wurde aber später niedergehauen, und mit Häusern bebaut, daß der Ort so groß, wie er jetzt ist, und ein Marktflecken wurde. Den Platz, wo der Wald gestanden, nennt man immer noch „zwischen den Dörfern“. In der Steinbacher Kirche ist eine meisterhaft gearbeitete Stein-Kanzel eines Nürnberger Künstlers, welche der Hammermeister Hans Happ zu Unterschönau für 60 Thaler kaufte, und 1658 der Kirche schenkte. Ein sonderbares Naturereigniß hat man dort vom Jahr 1710 aufgezeichnet, daß nemlich damals zwischen Michaeli und Weihnachten Hunderttausende von wilden Tauben aus Thüringen und Sachsen dort und in der Umgegend eingefallen. „Sie waren alle kahlköpfig, ohne Kuppen, ganz schlecht; viele davon sind gefangen und zum Flug behalten worden.“ Oberhalb Steinbach wieder die „Silberlöcher“ mit Venetianersagen, einer Höhle unter dem Wasser, das durch die Silberlöcher fließt, und in der ein schwarzer Hund mit Feueraugen den Schatz hühthet, den diese Höhle in sich hält. (II S. 11/2)

### **TSB Nr. 158: Die Ritter im großen Hermannsberge**

Ohnweit Steinbach-Hallenberg, nach Suhl zu, erheben sich der große und der kleine Hermannsberg, der erstere ein bedeutender, weit sichtbarer Hochgipfel der Thüringischen Gebirgskette, und einer der bevorzugten mythischen Sagenträger. Schon der Name Hermann deutet auf frühe Zeit hin, und



daß die spätere Sage auch hier wieder Riesen der Mythe zu Rittern des Mittelalters verjüngte, beweist, daß sie in dem hohen Porphyrfelskamm, mit dem der große Hermannsberggipfel gekrönt ist, die Trümmer eines Schlosses erblickt, von dem keine Urkunde zeugt. Auch hier ist der Ritter der jüngeren Sage wieder der in den Berg verwünschte und gebannte Held der alten Mythe, gleich dem Berner, dem Eckhart, dem Tanhäuser, dem Rothbart. Auch hier hört man des Nachts wildes und entsetzliches Geschrei des Ritters und seiner Wappner: ersterer hat, um großer Schätze theilhaft zu werden, 12 Seelen geopfert. Bisweilen sind die Ritter außerhalb des Bergesinnern Kegel schiebend erblickt worden (offenbarer Hinweis nach der Riesensage, wie in Sage 2.) und haben einmal einem Hirtenknaben, der ihnen die Kegel aufsetzen mußte, das ganze Spiel, doch ohne die Kugeln geschenkt. Er hatte schwer daran zu tragen, doch trug er's heim, und warf es unter die Treppe. Ein anderesmal traf er die Ritter wieder im Freien, wieder Kegel schiebend an, setzte ihnen wieder auf, und erhielt jetzt auch die Kugeln. Als nun daheim der Hirte mit seinen Kammeraden an einem Sonntage auch Kegel schieben wollte, waren Kegel und Kugeln in Gold verwandelt. – Aus/ einem Dorfwirthshause am Fuße des großen Hermannsberges, wahrscheinlich Schönau, sagte der Wirth seiner Magd, weil sie schläfrig war, und Abends am Spinnrocken einnickte, sie solle hinauf auf den Hermannsberg gehen, und dort Wein holen, weil doch droben in dem Ritterkeller, ganz wie im Singerberge und im Ringelsteine, Fässer voll steinalten Weins lägen. Das Mädchen befolgt schlaftrunken den Befehl ihres Herrn, sie geht, sie empfängt Wein, und weiß nicht wie? Dem Herrn war's nur ein Scherz gewesen, er und seine Gäste sind ganz erstaunt, als nach langem außenbleiben die Dirne mit Wein zurückkehrt. Der Wein wurde gekostet, er war uralte und schwer, und brannte wie Fegefeuer. Einst ging ein Wanderer, von einem Führer geleitet, über die Trift von Steinbach-Hallenberg nach Mehliß zu, zwischen dem Hermannsberge und dem Berge, welcher das Triegelloch heißt. Trigel (Trügel) ist ein Name der Wichtlein und Erdzwerge, der die neckische, meist täuschende und unzuverlässige Seite ihres Charakters zeigt – und die kaum irgend in der Nähe solcher Wunderberge, Fegefeuersitze und mythischer Hochgipfel fehlen – dem begegnete eine Gestalt wie ein Mensch, die stumm an ihm und dem Führer vorüberschritt. Sie hatte kein Gesicht. Es war ein Märzorgen und hatte frisch geschneit; die Gestalt aber hatte in dem Schnee keinerlei Fußstapfen zurückgelassen. – (II S. 13/4)

### **TSB Nr. 160: Die Ruppbergs-Jungfrauen**

Ein Nachbar des großen Hermannsberges ist der Ruppberg, der spitzeste und zuckerhutförmigste unter allen Bergen der Thüringerwaldkette. Zwischen beiden Bergen liegt der Donnershauk, eine aussichtreiche, unbewaldete Höhe. An ihm entspringt „der kalte Brunnen“. Auf dem Ruppberge stehen hohe Porphyrfelsen nackt zu Tage; auch dort soll einst ein Schloß gestanden haben, und vieles weiß die Sage nicht nur von einer Ruppbergs-Jungfrau, sondern von mehreren, zu erzählen, die aber nicht stets zusammen erscheinen, sondern bisweilen eine allein, bisweilen zwei, bisweilen auch drei. Ist letzteres der Fall, so haben sie gewöhnlich einen Weich (eine Wäsche) die sie dann auf einsamen Waldwiesen ausbreiten und trocknen. Alle diese Sagen von Wäschen und Leinenbleichen deuten auf Flachspflege, auf spinnen und weben hin – alle diese Jungfrauen sind Dienerinnen der Hulde, ebenso jene, welche Leinknoten in der Sonne klengen, den Saamen des Flachses – gleichsam die Priesterinnen der deutschen Frauengöttin im Tempelvorhofe. Zu dem Bärenbacher Hirten, der am „kalten Brunnen“ unterm Donnersberge hütete, kam eine der Ruppbergs-Jungfrauen und zeigte ihm einen Stein und sagte ihm, daß unter diesem Steine ein großer Schatz ruhe; er solle nur den Stein und dann den Schatz heben, so werde er sie aus ihrer Pein erlösen. Der Hirte ging hin, und wollte dem Gebote Folge leisten, aber da fand er eine große Schlange auf dem Steine liegend, die sich mit aufgesperrtem Rachen zischend gegen ihn aufbäumte. Zaghaft entfloher –/ später hat man dort weder den Stein noch die Schlange, noch die Jungfrau wieder erblickt – vielleicht war die Erlösunghoffende bei einem

andern glücklicher. Auf dem Ruppberge und im Grunde des droben gestandenen Schlosses liegt ein großer Schatz, der ist versetzt mit drei Erstgeburten, die alle Johannes heißen müssen, d.h. nur drei erstgeborene Söhne, die den Vornamen Johannes führen, welcher in dieser Gegend so allgemein ist, daß sicher 2/3 aller Mannsleute ihn vor ihren übrigen Namen führen, ohne daß er der Rufname zu sein braucht, können entweder diesen Schatz heben, oder ein vierter Schatzheber muß diese 3 dem Bösen opfern. Letzteres klingt insofern seltsam, als nach dem Volksglauben der Teufel über den Namen Johannes gar keine Macht hat, und demselben daher äußerst aufsässig ist. Daher sind auch Johanniskraut oder Johannisblut (*Hypericum perforatum*), Johannisgürtel (*Wermuth, Artemisia vulgaris*) und die Johannishand (zugeschnittene Wurzel des Adlerfarn, *Pteris aquilina*), dem Teufel und allem von ihm ausgehenden Schaden an Menschen, Vieh und Wohnungen magisch entgegenwirkende Mittel. Den Schatz auf dem Ruppberg zu heben, soll von vielen versucht worden sein, aber noch keinem gelungen.

Mit dem Ruppberge gleichsam zusammenhängend und ein Ausläufer von ihm ist der Reissigen-, besser reissende Stein, dessen schroffe Absenkung aus dem Thale der Lichtenau zwischen Mehliß und Benshausen aufsteigt. In alten Büchern steht von ihm als „denkwürdig“, daß an ihm „zur Nachtzeit nicht viel Ruhe ist, indem die Steine von oben herab in die gerade unten vorbeiziehende Landstraße springen, wodurch viele Leute erschreckt worden; dem Vernehmen nach lassen sich allda viele Gespenster/ sehen.“ Das sind eben die Rupprechtsjungfrauen. Dem Reissigen-Stein gegenüber ging ein Frauchen mit einem Schlüsselbunde um, das ließ sich immer in der Mittagsstunde sehen, und schrie wehklagend: Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne! Es war eine Handelsfrau, aus Mehliß oder Benshausen, die beim Leben stets ihre Kunden um 1/4 des Gewichts oder Gemäßes betrogen hatte. –

In der Nähe, hinterm reissenden Stein, liegt der Häselberg, in welchen ein Amtmann verwünscht ist, der in dortiger Gegend als Feuermann umgehen und spuken muß, weil er ein Unterthanenschinder war. Auch ein Schloß voller Lichter hat man droben auf dem Häselberge brennen sehen. Im Gröhles bei Benshausen (von Gekröhle, Geheul) rollen auch Feuerklumpen, und erschrecken die Wanderer. (II S. 16-18)

### **TSB Nr. 162: Die alte Braut**

In Benshausen war ein junges Mädchen verlobt, aber sie war nicht glücklich, denn ihr Bräutigam war ihr nicht lieb, vielmehr ihr aufgedrungen worden; als nun Tag und Stunde der Trauung herbeigekommen waren, und es schon einmal in die Kirche geläutet hatte, und zum zweitenmale läutete, ging die Braut, bereits in ihrem Brautstaate, noch einmal allein hinaus in den Hausgarten, und sagte zu ihren Leuten, sie wolle nur ein wenig, bis es vollends ausläute, draußen frische Luft schöpfen – der Grund war aber kein anderer als der, daß sie sich noch einmal recht ausweinen wollte, was sie auch that. Mit einemale sah sie einen fremden Mann, von sanften und milden Zügen, der fragte sie theilnehmend, was ihr denn fehle? Und da faßte sie gleich ein wunderbares Vertrauen zu dem Manne, und war ihr nun, als kenne sie ihn schon lange, er aber, um sie auf andere Gedanken zu bringen, fragte sie nach ihren Blumen, ließ diese und jene von ihr sich nennen, und dann öffnete er eine Thüre im Zaun, und ließ sie in seinen Garten treten, und da fiel ihr bei, daß der Mann ja ihr ganz nahe wohne, aber längere Zeit abwesend ge/wesen sei. Und in des Mannes Garten war es viel, viel schöner, wie in der Braut ihrem Garten, prächtige Blumen, herrliche Früchte, singende Vögel waren darin, und er erweiterte sich immer mehr, je länger sie in demselben an der Seite des Mannes wandelte, in den allerbesten, ihr Herz wunderbar erhebenden und belebenden Gesprächen. Da hörte die Braut es

zusammenschlagen, und ging nun zwar traurig und ernst, aber doch gefaßteren Gemüthes vor nach dem Hause, um mit dem ihrer harrenden Bräutigam und der ganzen Verwandtschaft nach der Kirche zu ziehen. Wie sie aber in das Haus trat, erblickte sie ganz andere Leute, und von Aeltern und Geschwistern, von Bräutigam und Verwandten keine Seele, und die Leute schauten sie groß an in ihrem Putz, der diesen schrecklich altmodisch vorkam. – Niemand kannte sie und sie kannte niemand. Man brachte sie, die Wildfremde und scheinbar Geistesverwirrte, zum Pfarrer, der schlug im Kirchenbuche nach und fand, daß vor hundert Jahren eine Braut das Hochzeithaus kurz vor der Trauung verlassen habe, und nicht zurückgekehrt, auch nirgend zu finden gewesen sei. Da sehnte sich die alte Braut zurück in den friedlichen Garten des Paradieses, darin sie mit dem Bräutigam reiner Seelen, Jesus Christus, gelustwandelt war, aller Erdenschmerzen überhoben, und ging auch noch desselben Tages ein in das himmlische Friedensreich. (II S. 19/20)

### **TSB Nr. 163: Der verschüttete Bergmann**

Auch um Benshausen gab es in früheren Zeiten ziemlich schwunghaften Bergbaubetrieb, und wohnten im Orte selbst auch Bergleute. Ein Bergmann hatte sich vorgenommen, am Sonntage zum heiligen Abendmahl zu gehen, und ging daher am Sonnabende vor diesem Sonntage zur Beichte. Nun ist freilich die Regel, besonders auf dem Lande, nach Beichte und Absolution keinerlei Werkeltagsgeschäfte mehr vorzunehmen, um sich nicht dadurch von frommen Gedanken ablenken zu lassen. Aber der Bergmann war sehr arm, und mochte den geringen Lohn eines Nachmittags nicht einbüßen, dachte, dem lieben Herrgott dürfe am Ende redlicher Fleiß wohlgefälliger sein, als müssiggängeri-sches Hände in den Schooß legen, ging daher wieder vor Ort an sein Tagewerk, und wollte noch schaffen bis zum Feierabend. Aber kaum war er hinab in den Schacht, so verschüttete sich die Grube, und zwar in solcher Weise, daß gar niemand wußte, wo sie zu Tage gegangen war. – Hundert Jahre darauf wurde auf demselbem Grundstück gemuthet und bergmännisch eingeschlagen, da stießen in der Teufe die arbeitenden Knappen auf alte verfallene Stollen, und fanden in einem solchen einen Bergmann sitzen, welcher zu schlafen schien. Alle entsetzten sich und glaubten einen Berggeist zu sehen, im Berghabit, mit langem eisgrauem Barte, doch überzeugten sie sich endlich, daß der Schlafende kein Geist war, denn er erwachte allmählig aus seinem Schlummer, und fragte: Hat es etwa schon zusammengeschlagen? und schien erschrocken, sich noch vor Ort zu finden. Ich habe nächten gebeichtet, und will heute/ zum Abendmahl gehen! fuhr der Alte fort, aber die Knappen verwunder-ten sich, und antworteten ihm: Heute wird kein Abendmahl gehalten, heute ist kein Sonntag und kein Kirchgang. Sie nahmen aber den seltsamen Alten mit aus der Grube, und führten ihn, weil er fest darauf bestand, nach der Kirche, ihrer einer aber lief, und holte den Pfarrer. Dieser reichte dem alten zitternden und todbleichen Bergmann das Mahl der Versöhnung, und wie er es empfangen hatte, sank er leise in sich zusammen, seine Kleider zerfielen in Staub und Mulm und sein Leib war ein Häuf-lein Asche. (II S. 21/2)

### **TSB Nr. 167: Der rothe Stein**

Wenn man aus Suhl die Straße nach Zella zu geht, steht, ehe man in das sogenannte „Oberland“ ge-langt, ohnweit des Weges ein rothfarbiger Porphyrfels nackt zu Tage, der heißt der rothe Stein. An seinem Fuße entspringt eine Quelle, deren Rinnsal man das rothe Bächel nennt. In diesen Stein ist eine Jungfrau gebannt und gezaubert, welcher vergönnt ist, alle sieben Jahre zu erscheinen; da sitzt sie, gleich der verwünschten Jungfrau bei Eisenach droben auf dem Stein, strahlt ihr Goldhaar, und nießt. Ein Mann hörte sie sechsmal nießen, und rief ihr freundlich sein: Gott helf! hinauf – als sie aber zum siebenten male nießte, ward er zornig und schleuderte einen Fluch zum rothen Stein hin-

auf. Da rief/ eine klagende Stimme: O hättest Du nur noch einmal gewünscht, daß Gott mir helfe, so wäre mir geholfen und ich erlös't worden! Nun muß ich im Stein bleiben bis zum jüngsten Tage! Bisweilen geht, wenn sie erscheinen darf, die Jungfrau bis zum rothen Bächle herab, überschreitet es und wäscht sich darin. – Eines Tages schritt ein Hochzeitszug am rothen Steine vorüber, vielleicht hinaus zum Gasthaus zum fröhlichen Mann, da ging es wie bei dem weißen, weissagenden Vöglein in Dillstädt, nur daß nicht gesungen, sondern von einer hellen Stimme aus dem Stein heraus gekreischt wurde: Heute roth! Uebers Jahr tod! – so daß allen im Brautzuge das Herz erschrak. Und ein Jahr darauf war die junge Frau tod, der als glücklicher Braut die schaurige Weissagung gegolten hatte.

Es ist eine innige Verwandtschaft dieser deutschen Jungfrauen der noch lebenden Sage mit den Berg- und Quellnymphen der antiken unverkennbar – und namentlich da, wo beide in der Gabe der Weissagung völlig zusammenklingen. Das Gebanntsein solcher Jungfrauen an den Berg, an den Fels, an die Quelle, an den Weiher, an den Fluß, selbst an den Baum, obschon letzteres in Deutschland selteneren Vorkommens, mahnt augenfällig an die Oreaden, Potamiden, Limniaden, Leimoniaden, Dryaden und Hamadryaden der hellenischen Sagenwelt, ohne daß darunter der ersten urdeutsche Abstammung von Disen und Idisen, wie von Ividien, letztere in geistiger Wesenheit den griechischen Nymphen völlig verschwistert, einen Abbruch erleidet. (II S. 27/8)

### **TSB Nr. 169: Teufelsbad und Teufelskreise**

Aus der Goldlauter führen steile Waldpfade hinauf zum Forst- und Gasthaus zur Schmücke und zu dem dieser nahen Schneekopfgipfel, den jetzt ein steinerner Thurm als Lug ins Land ziert. Wie der Brocken des Harzwaldes, gilt der Schneekopf des Thüringerwldes der Sage als eine der Leibresidenzen des Meister Urian, denn er hat auf dieser Höhe sein Bad, was ihm auf dem Brocken mangelt, wo nur sein Brunnen quillt und seine Kanzel steht, auf der er vor 18 Jahren zum letztenmale gepredigt haben soll. Das Teufelsbad ist ein Moortümpfel, so tief, wie der Schneekopf hoch ist. Wer da hinein fällt, kommt nie wieder heraus. Einem Bergmann aus der Goldlauter begegnete eines Abends in der Dämmerung ein großer Reiter in einem feuerfarbenen Mantel, fragte nach dem Wege zum Schneekopf und nahm ihn zum Führer und Wegweiser an. Als er in die Nähe der Teufelskreise, welches weit und breit verrufene Sumpfstrecken sind,/ mit dem Bergmann kam, stieg er vom Rosse ab, hieß dasselbe dem Führer halten, und breitete seinen Mantel auf die Erde. Dann stieg er in die Sumpflache hinab und nahm zu seiner Erfrischung ein kaltes Bad; so wie er in den Sumpf stieg, zischte es und es wallten Dämpfe auf, als wenn ein glühendes Eisen in kaltem Wasser gelöscht würde. Als sich der Rothmantel gehörig abgekühlt hatte, stieg er wieder aus dem Bade, und ließ sich sammt seinem Roß wieder auf die Straße geleiten, dabei gebot er dem Bergmann, er solle seinen Kober (= Rückenkorb, sk) voll Laub pflücken und dieses mit nach Hause nehmen, das solle sein Führerlohn sein. Innerlich unzufrieden, aber von Furcht überwältigt, that der Bergmann wie ihm geboten war, und wie er das abpflücken des Laubes vollendet hatte, so war sein Reiter verschwunden. Daheim wartete die Frau mit Scheltworten statt mit der Abendsuppe auf, daß er so spät heim komme, und da sie statt etwas mitgebrachtem an Eßwerk nur das Laub im Kober fand, wurde das häusliche Gewitter gar schwer und drohte mit einschlagen. Das Laub schüttete die erzürnte Frau gleich zum Fenster hinaus auf den Mist. Am andern Morgen that sie ihrem Manne, da er wieder an die Arbeit gehen mußte, ein Stück Brod in den Kober, da hingen noch einige Blättchen von dem Laub im Korbgeflechte, und schimmerten so schön grüngoldig, und waren eitel Dukatengold. Jetzt war es an der Zeit, daß der Mann aufbegehrte, gleich solle die Frau gehen und das weggeworfene Laub wieder holen. Sie eilte schon aus eigenem Antrieb danach, es war aber draußen kein Laub mehr vorhanden, wohl aber in ihres Mannes Hand ein dürrer Stecken – o weh! (II S. 30/1)

### **TSB Nr. 170: Der Jägerstein**

Eine Strecke unter den Teufelskreisen auf dem Schneekopf, an denen es niemals geheuer ist, und wo es die Reisenden schon oft geneckt, irre und in bodenlose Sümpfe geführt hat, steht ein Denkstein mit einer alten jetzt kaum noch lesbaren Inschrift zum Gedächtniß einer Unglücksthat, welche die Sage des Volks zu einer zauberischen Verblendung umgewandelt hat. Ihr zufolge lebte zu Gräfenrode, am jenseitigen Fuße des Schneekopfs, nach Arnstadt zu, ein Förster, der hatte einen Jägerburschen, mit welchem er in Unfrieden lebte, und den er daher auf mancherlei Weise tückte und ärgerte. So gab er ihm, der noch dazu sein Vetter war, den Auftrag, einen Feisthirsch zu schießen, der seinen Stand im Schneekopfreviere hatte, und dort herum wechselte und sich sehen ließ, das war ein prächtiger Hirsch von sechzehn Enden oder noch darüber. Aber der Jägerbursche, der Caspar hieß, vermochte nie den Hirsch zu schießen, obschon er denselben oft ganz nahe sah und schußgerecht vor sich hatte; entweder versagte sein Gewehr oder der Schuß ging fehl, und der Hirsch ging gemachsam seiner Wege, sah sich auch wohl noch einmal nach dem Jäger um, und machte ihm mit dem stattlichen Geweih eine Reverenz. Kam nun der Caspar Abends nach Hause, und hatte den Hirsch nicht geschossen, so regnete es Spott- und Stichel- und Stachelreden – was für ein geschickter und jagdgerechter Schütze er sei, und die Hirsche würden ihm demnächst eine Dankadresse dafür überreichen, daß er sie so menschen- und hirschefreundlich zugleich behandle, und sie schone, und ob vielleicht seine/ Büchse nicht mehr töde? Da solle er doch einen Feuermolch oder Unk hinein laden, und dergleichen – und das alles wurmte den Caspar sehr, ging daher zu einem alten Jäger, der bewährt war in Jägerkünsten, guten und schlimmen, und klagte diesem Miß- und Ungeschick. Der alte Jäger schüttelte den Kopf und sagte: Dir soll bald geholfen werden. Gehe morgen in aller Frühe nach Gehlberg in die Glashütte; nimm Deine Kugelform mit, und forme Dir eine Kugel aus reiner Glasmasse. Auf alle Fälle hat Dir ein Feind einen Weidmann gesetzt, aber das Glas widersteht allem Zauber und allem Bösen, deswegen können sich auch der Teufel und die Hexen nicht im Spiegel sehen. Mit dieser Kugel, die Du stillschweigend in Deine Büchse laden mußt, schieße Du nur in Gottes Namen auf den Hirsch. Caspar befolgte diesen einleuchtenden Rath, ging Abends abermals wegen dem Hirsch auf den Anstand, und brauchte gar nicht erst zu warten, so kam der kapitale Bursche und äsete sich, und schaute sich um. Ein Blitz – ein Ruf: in Gottes Namen! und da brach der Hirsch zusammen, und freudig eilte Caspar zu ihm hin, ihm den Genickfang zu geben, falls er nicht völlig gut dahin getroffen haben sollte, wohin er gehalten, nämlich nach dem Kopfe. Aber o Schreck – da lag kein Kapitalhirsch – da lag mausetod der Prinzipal und Vetter, der sich durch böse Weidmannspraktiken selbst in den Hirsch verwandelt hatte. So hatte er seinen Lohn dahin. In das Kirchenbuch zu Gräfenrode wurde aber der Unglücksfall folgendermaßen eingetragen: „A.(nno) 1690, den 16. Septbr. ist der Fürstl. Sächs. Forst-Knecht, Herr Joh. Valentin Grahow, Abends nach 4 Uhr von seinem Vetter Caspar, der ein Jäger-Bursch war, im Walde am Schnee/kopf, in Verblendung einer Hirschgestalt, an den Schlaf (= die Schläfe, sk) durch den Kopf geschossen worden, da Knall und Fall eins gewesen.“ (II S. 32-34)

### **TSB Nr. 172: Das Gottesfeld**

Drei Stunden von Schleusingen in der Richtung nach Suhl zu hebt der Adlersberg seinen breiten, kahlen und unfruchtbaren Gipfel. An ihm liegt das Gottesfeld, eine verrufene Stätte, über welche auch im heißesten Sommer die Luft kalt hinstreicht. Eine Stadt lag einst auf dieser aussichtreichen Höhe, reich und schön, und beherrschte rings das Land. Aber die Tugend und die Gottesfurcht wohnten nicht in ihr, und ihre Einwohner waren gottlos und lasterhaft, und forderten durch Missethaten aller Art die Strafe des Himmels so lange heraus, bis sie sie traf. Die Stadt versank mit allen ihren Bewoh-

nen, und das Feld, das der Zorn Gottes getroffen, wurde ein großes weites Grab. Einst wühlte ein wildes Schwein auf dem Berge, und ein Hirte fand an dem Orte, wo dasselbe gewühlt, das Ohr einer großen Glocke dem Boden entragen, warf etwas auf sie, und grub sie dann vollends aus. Darauf wurde die Glocke nach Schleusingen gebracht, und/ dort geläutet. Aber ihr Ton war schauerlich, und beim drittenmale Läuten zersprang sie. Darauf wurde sie umgegossen, allein es war derselbe Schall, wie der vorherige; es klang immer ohrzerreißend: Sau aus! Sau aus! Und dann zersprang die Glocke abermals. Noch zweimal goß man die Glocke um, aber der Ton war und blieb derselbe, worauf man, da man sie zu Gottes Ehre nicht läuten konnte, sie bestimmte, bloß als Sturm- und Feuerglocke geläutet zu werden.

Nicht weit vom Gottesfeld steht ein dritter Fels, welcher der rothe Stein heißt, häufig aber auch der Schlüsselheinz-Stein, an welchem es nicht geheuer ist. Ein Reiter ohne Kopf läßt dort sich blicken, der einst sammt seinem Roß von der Spitze des hohen Porphyrfelsens hinab stürzte, und sich den Kopf abfiel. (II S. 35/6)

### **TSB Nr. 173: Die Wasserminnen**

Die Stadt Schleusingen hat von uralten Zeiten her zum Wahrzeichen eine Wasserminne, ein Wesen, welches man im heidnischen klassischen Alterthume eine Sirene nannte; dieses Zeichen kann man auf dem Schilde des dortigen Rathhauses im frischen Farbenschmucke der Erneuerung täglich prangen sehen. Ein reicher Graf soll, als er in dieser Gegend jagte, ein weißes Reh aufgejagt und unablässig verfolgt haben, das in eine Grotte sich flüchtete, und wie er auch hier nachfolgen wollte, wäre ihm über drei Quellen eine herrliche Wasserfeine erschienen, die ihm vertraut habe, jenes Reh sei ihre verzauberte Tochter, die er erlösen könne. Dieses Erlösungswerk habe der Graf auch glücklich vollbracht, das Reh sei das schönste Fräulein geworden, welches er gefreit, und den Namen von der Brunnstätt angenommen habe. Er sei der Gründer der Stadt Schleusingen geworden, habe auch zuerst das Schloß daselbst zu bauen begonnen, und zwar über dem Quellbrunn, darin die Wasserminne noch immer wohnen soll. Man hat später diese Sage mit allerlei neuromantischem Beiwerk verbrämt, und sie verwässert. Jedenfalls blieb aus sehr alter Zeit die Ueberlieferung von einer Brunnenstätte, und einer deren Grotte vielleicht bewohnenden Alrune oder Idise haften, an welche die Sage von der Todtenlache anklingt. So heißt nämlich ein ziemlich umfangreiches Wasserbecken ohne sichtbaren Zufluß im Schleusethale, das mit mehreren nachbarlichen Brunnen und Bergquellen in unterirdischer Verbindung stehen soll, und von welchem die bekannte Nixensage in bester Form im Munde des Volkes lebt. Ein Nixlein kam aus jener Lache auf die nahe Hudel- oder Ruderburg, einem Wirthshause, zum Tanze, trieb Kurzweile mit einem hübschen Burschen, tanzte fleißig mit ihm, verliebte sich in ihn, und machte ihn in sich, in das Nixlein, verliebt. Darüber kam die Verspätung und in deren Gefolge das Abschiedherzeleid, und die Furcht vor dem zürnenden Wassergeiste im tiefen Schooße der Todtenlache. Wenn deren Wasser am nächsten Morgen hell und grün sei, so sei es gut; wäre es aber roth, so habe das Nixchen seine irdische Liebe mit dem Tode gebüßt. Am andern Morgen ging der Friedel nach dem kleinen See – der war blutroth, und da zog ihn die mächtige Liebe ihr nach und hinein zum tiefen Grunde. In einer alten Schrift wird von diesem Wasser berichtet: / „Alte Leute haben erzählt, daß kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und besonders vor dem Croatischen Einfall in Schleusingen Wassermenschen aus der Lache hervorgegangen und unterschiedlich gesehen worden sind.“ (II S. 36-38)

### **TSB Nr. 176: Reichmannsdorf**

Ueberm Gebirgskamm drüben von der Steinheide liegt der Marktflecken Reichmannsdorf, an dem in noch ungleich höherem Grade, wie um Steinheid, die Bergmannssage blüht. Der Goldberg war es, der überreiche Ausbeute gab; schon im zwölften Jahrhundert war der Bergbau dort in hohem Flor. In Goldgewändern prunkten Männer und Frauen einher, mit goldenen Kugeln schoben sie noch goldenen Kegeln. Es waren allzumal reiche Mannen, das gab dem Orte den Namen, den er bis heute führt. Das Kegelschieben ist Nachhall alter verklungener Riesensage, denn ein Thal in der Nähe des Ortes heißt noch der „Riesenbach“. Aus dem Reichmannsdorfer Bergsegen wurde die herrliche St. Johankirche zu Saalfeld erbaut. Ein bis zwei Meilen rund um Reichmannsdorf verbreiteten sich die 122 Gold- und Silbergruben. Einst fand man einen gediegenen Goldklumpen, der war 4000 Gulden werth. Es giebt auch Dukaten aus Reichmannsdorfer Golde.

Einst besuchte ein Herzog von Sachsen das Bergwerk, auf einen goldenen Stuhl ward er gesetzt; ein junger Bergknappe fuhr mit ihm an im reichsten Schacht, und zeigte ihm drunten alles Sehenswerthe. Der Herzog belohnte seinen Geleiter sehr reich, und dieser prunkte mit dem empfangenen Golde. Da erwachte Verdacht gegen ihn, daß er das Bergwerk bestohlen habe. Er wurde verhaftet, und ihm durch die Folter das Geständniß eines Verbrechens abgepreßt, dessen er nicht schuldig war. Dann wurde er hinausgeführt und als Dieb gehenkt. Seine alte Mutter aber in ihrer Verzweiflung füllte ein Gemäß mit Mohn, schritt zur reichsten Grube, schüttete allen Mohn hinab und verwünschte das ganze Bergwerk. So viel Körnlein Mohnes jetzt da hinab fallen, so viel Jahre soll das Reichmannsdorfer Bergwerk verwünscht und verflucht sein! Deß bringe ich mich selbst zum Opfer dar! – und stürzte sich dem Mohne nach, und starb dem Sohne nach. Von Stund an war es zu Ende mit dem Bergsegen, die Stollen und Schachte brachen, wurden ersäuft, kamen zum Erliegen, und der so reiche Ort verarmte.

Am Goldberge wiederholt sich die Venetianersage. Wichtiger noch ist der Venusberg, in welchem eine weiße Frau wohnt, die zu Zeiten auf demselben wandelnd erblickt wird – die offenbar keine andere ist, als die Frau Venus der deutschmittelalterlichen, die Frau Hulda der urgermanischen Mythe.

Viele Sagen gehen auch von besonderen Schätzen, die unter den Trümmern einer alten St. Brandankirche ruhen sollen. Die Stätte heißt insgemein Gebramers-/Kirchen. Zu Schmiedefeld hat vordessen ein Köhler gelebt, der hieß Christoph Seifert – dem sollen die Schätze bescheert gewesen sein, er hat sie aber nicht gehoben. Auch ein Schloß soll nahe dabei gestanden haben. (II S. 41-43)

### **TSB Nr. 182: Die Zwerge bei Naila**

Vom Fichtelgebirge, an dessen höchstem Bergkopfe die thüringische Saale entspringt, ziehen und schweben die Schleier der Sage nach dem nahen Frankenwalde herüber, und lassen sich auf thüringischem Boden nieder. Der „Nachtjäger“, der im Butzenreuth, im Zeitelmoos und anderen Forsten dieser Gebirge rumort, streift mit dem Heere seiner Butzen (Pötze, Pütze, Pöpel, Popanze) auch auf dem Frankenwald, und wird auf dreibeinigem Rosse reitend, von Jagdhunden umkläfft, stetig jagend erblickt. Und wie fast überall da, wo auch nur noch Spuren sagenhafter Ueberlieferung vom wüthen den Heere und wilden Jäger anzutreffen sind, die Zwergensage auftritt, so auch in diesen Gründen. Beim Dorfe Naila, zwischen Markt Selbitz und Lichtenberg, ist eine Höhle, gleich dem Zinselloche oder jener im Hörseelenberge (s. Sage 73), in dieser wohnten einst Zwerge. Eine Anzahl junger Bursche brach einst mit brennenden Spahnschleissen hinein, fanden/ einen engen Gang, ein paar Acker

lang, dann eine Grotte, in der just ein Mann nothdürftig stehen konnte, und in der Grotte viele kleine Oeffnungen, wie Seitenkämmerchen, da aber erfaßte die Bursche allzumal ein Grausen, und sie enteilten der Zwergenhöhle, und es war ihnen mehrere Tage übel zu Muthe, und nie gedachte ihrer einer wieder daran, noch einmal dort hinein zu gehen.

Einem Bauer aus Naila, welcher Kohmann hieß, und mit 2 Pferden seinen Acker bestellte, brachte seine Frau ein neugebackenes Brod zum Frühstück, das sie in ein reines Tüchlein gebunden hatte, und auf den Ackerrain legte, worauf sie den Rain mit der Sichel abzugrasen begann. Da trat, wie aus der Erde emporgewachsen, ein Zwergweibchen zu dem Ackersmann, und sprach zu ihm: Leihe mir Dein Brod! Du bist noch nicht hungrig, aber meine Kinder hungern sehr, und unser Brod ist noch im Backofen. Bis zur Mittagsstunde bringe ich Dir anderes Brod. Der Bauer war es zufrieden, er wußte ohnehin, daß mit den Zwergen nicht viel zu spaßen war, und jenes Weiblein nahm sein Brod und ging. Kaum war in der Mittagsstunde das Gebimmel des Zwölfuhrglöckchens vorüber, welchem Gebimmel die Zwerge gar nicht grün sind, so war die Zwergin wieder da, hatte in einem äußerst feinen Tüchlein einen frischgebackenen Brodkuchen, reichte denselben im Tuche dar und sprach: Nimm und iß ohne Scheu! Es soll Dir gedeihen! Das Tuch lege hin, ich hole es wieder, aber wir sehen uns nicht wieder. Das Volk der Zwerge muß auswandern – ihr zwingt uns dazu. Eure Hämmer und Pochwerke, euer Glockengeläute und ewiges Gebimmel, euer fluchen und schwören, das alles ist's was uns vertreibt. – Und damit verschwand/ das Weiblein, und bald darauf nahm das Volk der Zwerge in der Umgegend von Naila seinen Abschied. Ob das Weiblein das Tuch geholt, ob dem Bauer ein Dank geworden, meldet die Sage nicht. (II S. 48-50)

### **TSB Nr. 183: Der lange Mann**

In der Marktgasse zu Hof hat sich vor Zeiten bei nächtlicher Weile ein gewaltig großer und langer Mann sehen lassen, kohlschwarz von Farbe, der schritt so gespreizt durch die Gassen, daß die Leute unter seinen Beinen durchgehen konnten, und reckte den Hals so lang, daß er den Leuten, die in den höchsten Stockwerken wohnten, in die Fenster sehen konnte. Eines Abends schritt eine Frau durch die Marktgasse, welche Walburg Widmännin hieß, und sah mit Schrecken den langen Mann in der Gasse stehen. Sie hatte Eile, er schien keine zu haben, folglich faßte sie sich ein Herz, und schlüpfte, ein Kreuz schlagend, unter den Beinen des langen Mannes durch. Kaum war die Frau darunter weg, so schlug der lange Mann seine langen Beine zusammen, daß es einen schallenden Klapp that, wie von starken Knochen, und dann ein Gerassel und Geprassel, als ob ein Riesenskelett zusammen breche. Gleich den nächsten Tag kam die Pest nach Hof, und verbreitete sich von da nach Oelsnitz, und nach Plauen und von da aus über das ganze Voigtland, das durch sie in furchtbarer Weise verheert und entvölkert wurde, so daß noch zahlreiche örtliche Sagen von ihr sprechen. (II S. 50)

### **TSB Nr. 206: Der Venetianer**

Wie im Thüringischen Gebirge, auf dem Harze, dem Erz- und Riesengebirge u.a. findet man auch im Voigtlande die Sage weit verbreitet, daß Venetianer Erz und andere Schätze daselbst gesucht und gefunden hätten. Vor ohngefähr 200 Jahren lebte auch ein solcher Venetianer oberhalb einer Bretmühle in einer Höhle; den Eingang dieser Höhle sah man recht gut von Ferne, jedoch nie in der Nähe. In dieser Höhle vernahm man häufig starkes pochen und hämmern. Einst erblickte zur Mittagszeit der Sohn des Bretmüllers den Venetianer in sehr zerlumpten Kleidern, vor dem Felsen stehen; der junge Müller war so keck, nach dem Fremdling mit Steinen zu werfen. Ein Stein traf unglücklicherweise das Auge des Italieners und verletzte es bedeutend. Sogleich wurde der junge Bretmüller sinnlos, stürzte



wie betäubt zu Boden, und als er wieder zu sich kam, befand er sich in Venedig, was er auf sein Befragen, wo er wäre, erfuhr. Aus dem Palaste, vor dem er stand, sah ein vornehmer einäugiger Mann heraus. Dieser rief den Knaben auf sein Zimmer und fragte, wo er her sei? Der Knabe erzählte, aus der Bretmühle bei Greiz; nun fragte der fremde Mann wie er hierher käme? Offen gestand der Knabe den Hergang. Als nun der Herr dem Knaben versicherte: er sei der Mann, welcher die Höhle bei der Bretmühle bewohnt habe,/ so wollte dieß der Knabe durchaus nicht glauben. Nun ging der Herr in ein Nebenzimmer, legte die Prunkkleider ab, und zog die Lumpen an, worin ihn der Knabe schon einmal erblickt hatte. Jetzt wurde es dem Knaben klar, daß er diesen Herrn verletzt habe. Er bat flehentlich um Verzeihung, erhielt sie, und wurde ebensoschnell, wie er nach Venedig gekommen, in seine Heimath gebracht, und alles Geschehene dünkte ihm der Traum eines Augenblickes. Nie sah man den Venetianer wieder, und nie fand man den Eingang zu der goldreichen Höhle. (II S. 79/80)

### **TSB Nr. 224: Tanzende Katzen**

Sehr häufig hat man innerhalb der alten Klosterstätte Querfurt tanzende Katzen erblickt, das sind böse Hexen gewesen, die gar zu gerne Katzengestalt annehmen. Wenn es nun geschah, daß jemand zufällig einen solchen Katzentanz gewahrte, und unter den tanzenden seine eigene erblickte, und am andern Morgen ihr sagte: Du warst heute Nacht auch dabei, so wurden diese Katzen furchtbar wild, pfauchten, bissen, kratzten, fuhren wie toll durch die Fenster und kamen niemals wieder. Das haben mehrere Einwohner des nahen Dorfes Pöltzschen erlebt und erzählt. Eine, die geleuchtet hatte, und der ihr Herr das spöttisch vorwarf, sprang an ihm hinauf, zerkratzte ihm das Gesicht und fuhr von dannen. (II S. 96)

### **TSB Nr. 247: Tripstrill**

Das gute Städtlein Triptis wird oft in scherzhafter Weise Tripstrill genannt, mit dem Zusatze: „wo die Pfütze über die Weide hängt.“ Diese Pfütze ist eben die Quelle, in welcher die Gräfin von Groitsch das Bild ihres künftigen Gemahles, Dedo von Wettin, im Wasserspiegel erblickt, und an welcher sie so oft trauernd und einsam weilte. Es war ein stilltrauliches und schattiges Plätzchen, das eine uralte Weide übergrünte, die eine starke Wurzel unter das Wasser getrieben hatte, welche noch immer sichtbar sein soll, nachdem längst die Weide abgebrochen. Da ist allerdings das Wasser über der Weide.

Triptis soll vormals drei Schlösser gehabt haben, eins auf dem großen Hocker, eins da, wo das heutige Schloß/ steht, und eins auf der Stätte des heutigen Gottesackers. Dieses Burgen-Trio habe zum Scherznamen Triptis-Trio oder -Trillo Anlaß gegeben. Sehr gelehrte Leute haben ausgedifelt, daß der Name aus Trephonis Truilla gebildet sei – solche Namensklitterung ist aber wahrhaft schaurig – um nicht einen andern Ausdruck dafür zu gebrauchen. Schon im Jahre 1212 führte Triptis urkundlich den schlichten Namen Triptes – aber aus Urkunden deutsch lesen zu lernen, ist nicht Sache der überstudierten Trephonier. (II S. 118/9)

### **TSB Nr. 257: Die Seele geht in ihr Stammhaus zurück**

Einstmals lebte zu Triebes ein alter rüstiger Metzger, der in den Häusern hin und wieder das Mastvieh schlachtete und von diesem Geschäfte meistens erst spät in der Nacht heimkehrte. So hatte er auch an einem sehr stürmischen Wintertage in einem Hause zu Böhmersdorf geschlachtet und wurde erst spät den Abend mit dem Wurstbereiten und einpökeln des Fleisches fertig. Nur noch heftiger hatte sich indeß draußen das Wetter erhoben, und der kalte Wintersturm jagte dunkle Wolken vor sich her, die Massen von Schnee über das Land ausschütteten, so daß Schnee und Dunkelheit es

kaum wagen ließen, den nächtlichen Heimweg anzutreten. Doch trotz alles Zuredens machte sich der alte Metzger unerschrocken auf den Weg und wies selbst die Laterne, die man ihm anbot, hartnäckig zurück. Mühsam mußte er sich durch Sturm und Schnee jeden Schritt vorwärts erkämpfen und langte endlich in dem Kirchenholze an, wo er vor dem Sturme geschützt freier zu athmen begann. Doch kaum war er daselbst angelangt, so tönte der zwölfte Stundenschlag von dem fernen Triebeser Kirchthurme zu ihm herüber, und wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, in ebendemselben Augenblick einen willkommenen Gefährten seines Weges zu finden, so hätte wohl bange Furcht das sonst so unerschrockene Herz übermannt. Ein alter Jugendgenosse, ein Bauer aus Böhmersdorf, der in die Teichmühle bei Triebes gehen wollte, gesellte sich nehmlich zu ihm, und unter traulichen Gesprächen wurde der Weg nun zurückgelegt. Schon waren die nächtlichen Wanderer bis zu den starken Fichten, die auf dem Damme des großen Mühlteichs standen, gekommen, als der Sturm mit heftiger Wuth sich erhob, und durch die Wipfel der alten Bäume heulte, der Mond hell leuchtend aus den Schneewolken hervorbrach und geisterbleich das Thal erleuchtete. Da verließ der Gefährte den alten Metzger und ging über das Wehr hinweg in die Mühle hinein. Der Metzger hatte des nichts Arges, denn er meinte, es wolle derselbe seine Gefreundten in der Mühle, aus der jener Mann stammte, besuchen, oder die Nacht hindurch mahlen, und ging ruhig seines Weges weiter, ob er gleich sich wunderte, daß der Gefährte ohne Gruß von ihm geschieden sei. Zu Hause jedoch erwarteten ihn die Vorwürfe der Seinigen, daß er bei solch grausamem Ungewitter den Weg allein unternommen habe; doch der Metzger erzählte ihnen von seinem Gefährten und wie er in die Mühle eingegangen und legte sich bald zur Ruhe. Am andern Morgen erfuhr er, daß sein Jugendgenosse, der Gefährte der vorigen Nacht, in der zwölften Stunde plötzlich, ohne krank gewesen zu sein, gestorben wäre. – Er hatte also gesehen, wie die Seele in ihr Stammhaus zurückkehrte. (II S. 127-129)

### **TSB Nr. 267: Das Licht für sich**

Bei der Lerch, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Hirschberg, am sogenannten Saalwalde, wurde sonst oftmals ein Licht gesehen. Wenn die Leute ihre Verwunderung aussprachen, was das wohl für ein Licht sein möge, rief es ihnen zu:

Kümmere Dich um Dich,  
Ich bin ein Licht für mich.

Einem Schulmeister erging es mit diesem Lichte gar übel; er rühmte sich seiner Aufklärung, verlachte den Aberglauben derer, die von diesem Lichte erzählten, ließ sich den Ort zeigen, wo dasselbe erschien, und als es kam, trat er ihm in den Weg, und rief kecklich:

Was bist Du für ein Licht?

Da bekam er die Worte zu hören:

Bekümmere Dich um Dich!

und dazu eine Fetzen-Maulschelle, und gleich darauf:

Ich bin ein Licht für mich!

und noch eine ebensolche Ohrfeige, daß er in seinem ganzen Leben nichts mehr mit sothanem Lichte zu thun haben wollte. (II S. 137)

### **TSB Nr. 269: Das ausgehöhlte Brod**

In der Nähe von Gefell hütete einst eine junge Hirtin, zu welcher oft ein Holzweibel auf die Hut kam, und sich mit dem Mädchen recht vertraut machte. Eines Tages, als die Hirtin daheim frisch gebacken hatte, und kein Mangel vorhanden war, nahm das Mädchen einen ganzen Laib Brod für das Holzweibel mit. Dieses empfing/ das Brod mit großer Freude, brach es von einander, und höhlt alle Krume heraus, dann sammelte es Laub vom Hutrain und stopfte das ausgehöhlte Brod damit ganz voll. Dieses scheinbar so kindische Wesen verdroß die junge Hirtin, und das liebe Brod dauerte sie. Auf einmal lag das Brod bei ihr und das Holzweibel war verschwunden. Nun hatte das Mädchen nichts schnelleres zu thun, als das Laub aus dem gehöhlten Brode zu schütten und letzteres wieder mit nach Hause zu nehmen. Da klapperte etwas im Brode und das Mädchen dachte, es möchte etwa ein kleiner Stein sein, der mit dem Laub in das Brod gekommen, schüttete es nochmals aus, aber siehe, da waren aus einigen Blättern Laub, die innen hängen geblieben waren, einige Laubthaler geworden. Hurtig und geschwind lief die Hirtin nach dem Rain, und suchte eifrig nach dem kostbaren Laube, fand dessen auch noch, und trug's in der Schürze heim, aber es wollten daraus keine Laubthaler werden, und nie sah die Hirtin das dankbare Holzweibel wieder. (II S. 138/9)

### **TSB Nr. 270: Kümmelbrod**

Im Schallholz, eine Viertelstunde westlich Merkendorf, ohnweit Zeulenrode, hasuten ebenfalls Holzmännel und Holzweibel; sie waren den Leuten sehr gerne behülflich und dienstbar, insonderheit beim Heumachen, doch waren sie nicht blöde, und nahmen nicht selten ungefragt Klöse aus den Töpfen und Brode aus den Oefen. Das war endlich den Merkendorfer Leuten nicht recht, sie sannend/ darauf, diese unlieben Gäste los zu werden, und wendeten die dazu dienlichen Mittel an. Der Müller, dem sie treulich geholfen, Mehl und Mühle gefegt hatten, legte ihnen jetzt neue Kleider hin, und das verdroß die kleinen Hülfswesen aufs höchste; sie zogen ab, und kamen nicht wieder. Andere Leute buken Kümmel unter das Brod, oder bestreuten, wie es noch heute üblich ist, die Rinde damit. Da klagten die Holzweibel unter Thränen:

Kümmelbrod

Unser Tod!

Dann als sie fortzogen, um nimmer wiederzukehren, sagten sie im Weggehen:

Eßt ihr euer Kümmelbrod,

Tragt auch eure schlimme Noth!

Und nachher ist es den Nachbarn in Merkendorf auch nie wieder so gut und wohl geworden, wie früher. (II S. 139/40)

### **TSB Nr. 280: Das freundliche Licht**

Die Straße von Schleiz nach Pösneck führt nicht weit von dem Schleiz ganz nahen Dorfe Görkwitz an einem Sumpfe vorüber. Dort ließ sich in früherer Zeit ein Licht sehen, das einer Laterne glich, und den des Nachts vorüber gehenden oder fahrenden Leuten durch Erleuchtung des damals noch sehr schlechten Weges sich gefällig erzeugte. Einst kam ein Fuhrmann diese Straße und warf bei jener sumpfigen Stelle seinen Wagen um. In der großen Dunkelheit war er nicht im Stande, ihn wieder aufzurichten, und stand eben im Begriffe, nach Neundorf umzukehren, um sich von dort her Licht zu holen, als er eine Laterne gewahrte, die auf ihn zueilte. Bei diesem Anblick hielt der Fuhrmann für

rathsam, bei dem Geschirre zu bleiben. Nicht lange, so war das Licht hinter seinem Wagen angelangt, wo es stille hielt. Verwundert über solche Dienstfertigkeit, sah er nach, wer es sei, der diese Laterne für ihn so zeitgerecht herbeibringe. Zu seinem großen Erstaunen erblickte er aber ein Licht, das in keine Laterne eingeschlossen war, auch von niemand gehalten wurde, sondern frei in der Luft schwebte. So überrascht er dadurch war, hub er doch bei des Lichtes Scheine den Wagen in die Höhe, richtete das Fuhrwerk in der Eile zum Weiterfahren her, und sagte hierauf dem wunderlichen Lichte für geleistete Hilfe seinen Dank. Kaum hatte jedoch der Mann das Wort Dank ausgesprochen, so erwiderte das Licht mit sanfter, klangvoller Stimme:

„Hab Du Dank für Deinen Dank;  
Nun bin ich erlöset sonder Wank (= ohne Zweifel, sk)!“

Mit diesen Worten erhub sich das Licht in die Luft. Der Fuhrmann sah mit an, wie es aufwärts bis in die Wolken schwebte, wo es vor seinem Blicke verschwand. Seit jener Zeit ist das freundliche Licht nie wieder gesehen worden. (II S. 149/50)

### **TSB Nr. 284: Das Teufelswehr**

Unter dem Dorfe Eßbach an der Saale, da wo jetzt das Dittmarsche Hammerwerk erbaut ist, stand in vorigen Zeiten eine Mühle. Der Besitzer war gestorben, Unwetter hatten das Mühlwehr zertrümmert, und der verwittweten Müllerin fehlte es an Rath und Geld, um dasselbe wieder in Stand setzen lassen zu können. In dieser drückenden Lage wanderte zur Nachtzeit ein Mann bei ihr ein, der sich erbot, er wolle in der folgenden Nacht ein Mühlwehr erbauen, das niemals einer Ausbesserung bedürfe, und bevor der Hahn dreimal gekrähet habe, müsse es fertig sein. Dem Einwande der Müllerin, daß sie nicht im Stande sei, eine solche Arbeit zu bezahlen, kam der unheimliche Gast zuvor mit der Erklärung: Es genüge ihm schon, wenn sie in dem Contobuche, das er bei sich führe, sich mit ihres Namens Unterschrift verbindlich mache, daß sie seine Schuldnerin bleiben wolle in Ewigkeit. Die Frau warf einen Blick auf das Buch; es war mit einer Menge Namen, zum Theil vornehmer Leute, angefüllt. Das machte ihr Muth. Wie es andern ergeht, geht es dir auch – dachte sie – die Noth ist da, und eine solche Gelegenheit kommt nicht wieder. Kurz, sie unterzeichnete den Contract. Um Mitternacht begann der Bau. Der Wind heulte fürchterlich und es platschte in der Saale, daß das Wasser Häuser hoch empor spritzte. Da ergriff die Müllerin eine Höllenangst, sie zündete Laternen an, eilte damit in den Hühnerstall, klatschte dort dreimal in die Hände, und krähete dabei so natürlich, daß der alte Haushahn selbst zu krähen anfang. Kaum war der Hahn/ruf zum dritten Male ergangen, so wurde es stille draußen. Als der Tag anbrach, sah man quer über die Saale ungeheure Felsblöcke geworfen. Es war die höchste Zeit gewesen, dem Werke zu steuern, denn nur eines oder zwei derselben hätte es noch bedurft, und der Strom war abgedämmt auf immer.

Der Anblick dieser Gegend ist höchst anziehend und die Felskette im Flusse führet bis auf den heutigen Tag den Namen: das Teufelswehr. Des Teufels Wohnsitz war hauptsächlich der Eichrück im Forstdistrikte Alsburg. Die Sage wird auch verändert erzählt, daß ein Müller die Wette eingegangen habe. (II S. 153/4)

### **TSB Nr. 303: Das vergessene Kind**

Eine Magd in Oberoppurg sollte für ihre Dienstherrschaft etwas in Rehmen bestellen. Du kannst das kleine Kind mitnehmen – ruft man ihr zu. – Mir auch recht – meinte die Magd, hub das Kind auf den Arm und eilte fort. Als sie an den Chamsenberg kam, sah sie eine Thüre, ein graues Männchen trat

daraus hervor und winkte der Dirne freundlich zu, daß sie hinauf kommen solle. Nach kurzem Bedenken schritt sie auf den erschauten Eingang zu. Bei der Begrüßung gab das graue Männchen der Magd den guten Rath: Sie möge drin im Berge nur kein Sterbenswörtlein sprechen, und wenn sie fortgehen nicht hinter sich zurücksehen, dann dürfe sie ein andres Mal auch wieder kommen. So beraten folgte die Magd dem kleinen Führer. Ein großer Saal schloß sich auf, und darin stand eine Tafel, die von einem Ende bis zum anderen reichte. Auf der Tafel aber lagen lauter Stücke Brod und neben jedem Brodstück ein Häufchen Gold. Da nimm – sprach der Berggeist – so viel Du willst, nur aber nimm mit jedem Häufchen Gold auch ein Stück Brod, sonst kommt das/ Gold Dir nimmer zu Gute. Außer sich vor Freude setzt die Magd das Kind auf die lange Tafel und streicht in ihre Schürze ein, so viel darin sich bergen ließ, drei Viertel Brodes und drei Häufchen Gold. Kein Wort hatte sie über ihre Zunge kommen lassen; ohne sich umzusehen eilte sie aus dem Chamsenberge hinaus, und lief geradewegs wieder auf Oberoppurg zu.

Dort erzählte sie und packte vor der Herrschaft ihre Schätze aus. Aber wo ist das Kind? Ach! das hat sie auf der langen Tafel im Chamsenberge sitzen lassen und rein vergessen. Über Hals und Kopf lief die Magd zurück. Die Thüre stand noch offen, sie trat in den Saal, das Kind saß noch auf derselben Stelle, wohin sie es gesetzt hatte. Doch als sie es aufnehmen wollte, zerfiel es in ein Häufchen Asche. (II S. 170)

### **TSB Nr. 309: Der Thränenkrug**

Zu Bodelwitz, ohnweit Pößneck, hatte eine Mutter das Unglück, daß ihr einiges Kind starb. Sie beweinte es ohne Aufhören und ihr Jammer war herzzerschneidend. Kein Ende fand sie ihrer Thränen, und als sie nun drei Nächte lang unaufhörlich geweint hatte und wieder auf dem Gottesacker an des Kindes Grabe kniete, da war es gerade Perchtenzeit, und es zog die Perchta vorüber mit ihrem Kinderseelenheer, und da war auch jenes Kindlein dabei, das trug ein Krüglein in seinen Händchen, das war voll Thränenfluth bis an den Rand, konnte deshalb den anderen nicht folgen und nicht über eine Umfriedung gelangen, darüber die anderen schnell hinwegkamen. Da wollte es die Mutter hinüberheben, und das Kindlein sagte: Ach Mutter, siehe, das sind Deine Thränen, die Du um mich geweint hast, und so noch viele in den Krug fallen, so kann ich nimmer zur Ruhe gelangen. Und die Mutter hob sanft das Kind, und da sagte es:/

„Ach wie warm  
Ist Mutterarm!“

Die Mutter aber konnte nicht anders, sie weinte noch einmal ihr volles Herz aus, daß der Thränenkrug schier überzufließen drohte, dann aber weinte sie keine einzige Thräne mehr.

Ganz dieselbe Sage begegnet auch in Wilhelmsdorf bei Ranis. (II S. 177)

### **TSB Nr. 311: Frau Perchthen-Bier**

Ohnweit Bodelwitz liegt Döbriz, in dessen Feldflur ein dreieckiger Acker befindlich ist; auf diesem pflügt zur Frühlingszeit Frau Perchtha zu pflügen. Einst sollte ein Mädchen aus Döbriz in Bodelwitz Bier holen, und that dieß auch, gleich jenen Knaben in Schwarza (s. S. 42), da stieß der Rückkehrenden Frau Perchtha auf, die auf ihrem Ackerpfluge saß, und alsbald zu dem Mädchen trat. Frau Perchtha mochte von ihrer Arbeit sehr durstig geworden sein, denn sie trank mit vielem Wohlbehagen das Bier aus der Gießkanne bis zum Grunde aus, und es schmeckte ihr. Als sie dieß gethan, that sie noch etwas – sie ließ ihr Wasser in den Gießer, gab diesen dann dem Mädchen zurück, und sagte:

Komm fein bald wieder! – stopfte ihm auch noch einige Holzspähne in den Schuh, und als das Mädchen daheim die Schuhe auszog, fielen sechs Goldstücke heraus. Das arme Kind war so voll Schreck und Angst, daß es kein Wort sagte, und doch sah es mit Grauen, wie gut seine Leute sich das von ihm mitgebrachte Perchthen-Bier schmecken ließen, das noch dazu, gleich jenem Hollen-Bier zu Schwarza, kein Ende nahm, bis das Mädchen das Geheimniß offenbarte; da war es mit einemmal alle. (II S. 179)

### **TSB Nr. 319: Der Tanzteich bei Wilhelmsdorf**

An einer Quelle beim Eintritt in eine enge Thalschlucht, die nach der Saale zu liegt, stand ein Gasthaus, dort tanzten die Vorfahren der Bewohner von Wilhelmsdorf, und wer dahin kam, tanzte mit. Als sie aber einst auch am Himmelfahrtstage ihrer Tanzlust keinen Einhalt thaten, versank das Haus und alle Tänzer und Tänzerinnen mit demselben. Ein Teich kam an der Stelle, wo das Haus gestanden, zum Vorschein; er führt den Namen: der Tanzteich, und die Quelle wurde seit jener Zeit Gottschau genannt, weil Gott sich alldort von den Verächtern des heiligen Tages schauen ließ.

Diese Sage ist fast völliger Wiederhall jener vom Tanzteiche bei Sachswerfen am Harze. (D.S.B.= Deutsches Sagenbuch, sk, 409) (II S. 186)

### **TSB Nr. 328: Der Wechselbalg zu Goßwitz**

Hinter dem Wohnhaus des Schulzen Herold zu Goßwitz befindet sich ein altes Gemäuer mit einer kellerartigen Vertiefung, worin man früher zur Zeit der Mitternacht ein Licht unheimlich glimmern sah. Niemand hatte noch den Muth gehabt zu sehen, was dahinter stecke. In einer Winternacht waren die Bursche und Mädchen aus dem Dorfe in der Rockenstube versammelt und im Scherz erboten sich die Bursche demjenigen Mädchen einen neuen Rock zu schaffen, das noch in derselben Nacht Beweis bringen könne, daß es bei dem verrufenen Kellergeist gewesen sei. Der ganze Mädchenhaufe schauderte zusammen. Hoch auf horchte aber die Magd des Hauses, die in einem Winkel der Stube das mißgestaltete Kind ihrer Hausfrau zu warten hatte. „Es gilt – rief das frische Mädchen aus – und bis ich wieder komme habt Acht auf das Kind.“ Eilend lief sie hinter den Gärten hinunter. Da war der Keller und das geisterhafte Licht darin. Vorsichtig schaute sie hinein. – Kuckst Du, so werf' ich – rief es ihr daraus entgegen. Wirfst Du, so hasch' ich – erwiderte die Magd ohne ihre Stellung zu verändern. – Kuckst Du so werf' ich – wirfst Du so hasch' ich – wiederholte es von Seiten des Geistes und von Seiten des Mädchens. – Wirf doch zu, ich hasche schon, rief das Letztere als der Kellergeist zum dritten Male mit seinem Wurf drohte. Hoch hub sie ihre Schürze auf, der Wurf geschah, und in der Schürze lag ein Kind. Glücklicherweise kam sie damit heim. Neugierig beschaute man den unerwarteten Fund – ein schönes wohlgebildetes Kind. Da kam von dem Lärmen erweckt auch die Herrschaft herbei und erkannte in dem Zuwerflinge froh und erstaunt ihr eigenes Kind. Ausgetauscht war es gewesen gegen jenen Wechselbalg, den man seiner Ungestalt und seines häßlichen Geschrei's halber der Magd zur Wartung übergeben hatte. Vergebens sah man sich nun nach dem Wechselbalge um; er war dem jungen Volke unter den Händen verschwunden. (II S. 196/7)

### **TSB Nr. 333: Die Hohewart und Frau Welle**

[...] Auf der Hohewart stand ein alter Thurm, darin soll eine weiße Frau gewohnt haben, welche „Frau Welle“ hieß, ein Name, aus welchem sich ganz so schön Valeda dichten läßt, wie aus Chatten Hessen. Nach ihr soll ein nahes Thal auch noch das Valleidathal heißen, sie selbst aber sei eine Rune gewesen, bei der sich die Umwohner Rathes erholt, und nun wandere sie noch, weißgekleidet, mit breitem

Gürtel aufgeschürzt, und mit langem, bis zu den Fersen abwallendem Haare. Sie schützte die Waldmännchen und Holzweibel – gehört demnach in den Perchthasagenkreis – wunderbar ist's, daß eine halbverklungene Sage die „Frau Welle“ auch als „fahle Kuh“ erscheinen und wandern läßt. Auch im nahen Grunde des Wynitzbaches geht an einem Felsenberge, der die Trudenkuppe heißt, eine genugsam be/zeichnende mythische Benennung, eine weiße Frau mit flatterndem Haare um, die ein blankgeschliffenes Opferrmesser in der Hand trägt. (II S. 201/2)

### **TSB Nr. 335: Die silberne Orgel**

Lange ging die Sage, daß in der alten Münzkirche zu Saalfeld eine silberne Orgel tief vergraben sei. Das hätten die Mönche des Barfüßerklosters gethan, als die Reformation sie aus Saalfeld vertrieb, und sie ihren Klosterschatz nach Erfurt flüchteten, die Orgel aber nicht wohl fortbringen konnten. Ein Saalfelder Herzog, Christian Ernst, wollte den Schatz heben, berief Bergknappen und Schätzebeschwörer, und ließ in stiller Mitternachtstunde einschlagen. Bald kündete ein hohler, metallener Klang, daß schon ein Kasten erreicht sei, kein Laut ward rege, alles lauschte mit verhaltenem Athem, die Bergknappen arbeiteten schwitzend fort, da schrie auf einmal eine Stimme: Es brennt! Zugleich sah man Flammen lodern, und mit einem dumpfen Klang sank der Schatz zur Tiefe. Es war aber das Feuer kein Spuk der Geister, sondern es brannte/ in der That im Sparrwerk des Kirchendachs, und die Spur davon ist am Gebälk noch zu sehen. Niemand wußte, wie das Feuer ausgekommen, und ungehoben blieb bis heute der Schatz und die silberne Orgel. (II S. 203/4)

### **TSB Nr. 339: Die weißen Tauben zu Wissen**

Nicht weit entfernt von dem Dorfe Wissen auf der Haide, tief im Holze, stößt man auf die Ruinen einer alten Kapelle. So lange diese Kapelle noch im baulichen Zustande war und zum Gottesdienste benutzt wurde, nistete in ihrem Gemäuer ein weißes Taubenpaar, das jedes Mal, wenn ein Krieg im deutschen Reiche ausbrach, unter ängstlichem Geschrei davon/ flog, und erst beim Schlusse des Friedens, mit grünen Zweigen in den Schnäbeln zurückkehrte und wieder bleibende Wohnung dasselbst nahm. (II S. 206/7)

### **TSB Nr. 340: Die Hange-Eiche**

Zwischen Saalfeld und Rudolstadt erhebt sich ein langgestreckter kahler Höhenzug, der einst mit herrlichen Eichen bestanden war. Besonders zeichnete sich eine mächtig große und uralte Eiche aus; und es war unter ihr in grauen Zeiten, vielleicht schon vor Einführung des Christenthums, eine Malstätte; an der Eiche hing eine starke Kette, und an die Kette hing man die Verurtheilten.

Im dreissigjährigen Kriege rastete ein Fähnlein Volk im Dorfe Reichenbach am Fuße des Culm, und zechte wacker. Als am andern Tage das heilige Abendmahl ausgetheilt werden sollte, fand sich, daß der goldene Kelch gestohlen war, und der Verdacht fiel alsbald auf die fremden Krieger. Der Schultheis eilte dem Fähnlein nach, holte es auf der mittleren Haide ein, und klagte dem Hauptmann, der unter der alten Hange-Eiche lagerte, den Verlust der Kirche. Der Hauptmann erzürnte sich über die Beschuldigung, wie über die Möglichkeit der That, und schwur, habe einer seiner Leute den Kelch, so solle er auf der Stelle henken, ohne Schwurgericht und Anwaltkniffe; habe aber keiner der Seinen den Becher, so müsse der Schulze an die Eiche. Im Tornister eines ruhig schlafenden Soldaten fand sich der Kelch. Dieser hatte die That nicht verübt, ein anderer hatte schnell den/ geraubten Kelch in jenes Tornister geschoben, als die Klage angebracht wurde. Aber alle Betheuerung der Unschuld half nichts – doch rief der Soldat noch um ein Wunderzeichen den Himmel an. Wenn er unschuldig ge-

richtet sterbe, solle nie mehr ein Eichbaum grünen und aufkommen in diesem Walde. Kaltblütig knüpfte der Dieb des Kelchs den Unschuldigen auf – kaum aber war der Schulze mit dem wiedergewonnenen Kleinod hinweg, so erfaßte die Reue den Dieb und Mörder. Er blieb zurück, als seine Kammeraden weiter zogen, schnitt den unschuldig Gehenkten ab und begrub ihn, und erhenkte sich an seiner Stelle. Der Wald aber starb ab, trug keine Eichen mehr. (II S. 207/8)

### **TSB Nr. 341: Die Schwarza goldreich**

Der schöne Fluß, welcher des Schwarzathales malerische Windungen durchrinnt, hier so klar und ruhig dahingleitend, daß man die Fische auf den schwarzen Steinen spielen sieht, an anderen Stellen, wie am felssteinernen Wehre, sich brausend und schäumend durch ausgewaschene Schieferblöcke drängt, soll einen an Goldkörnern reichen Sand führen, und steht voran in der Reihe der sieben goldführenden Bäche im Schwarzburgischen Lande. Fremde Männer haben oft zu Knaben gesagt, welche mit den glatten Schwarzasteinen spielten, und sie über die Wasserfläche hinwarfen, daß sie fortzuschlüpfen schienen (welches Spiel man in jener Gegend „fitscheln“ oder „Wasserjungferenschlagen“ nennt): Jungen, ihr werft Steine weg, die mehr werth sind, als eine Kuh! – Ein/mal hat man im Magen einer Gans, welche auf der Schwarza geschwommen, ein ziemlich Stücklein Gold gefunden, und ein anderes Mal bei Erbauung des steinernen Wehres über Schwarzburg eine etliche Dukaten schwere Goldstufe, welche im Naturalienkabinet zu Rudolstadt noch jetzt zu sehen ist. Das Schwarzagold hat eine hohe Farbe und gleicht dem arabischen. Schon im Mittelalter waren Goldseifen und Goldwäschen an der Schwarza, und es ist zu unterschiedlichen Malen das Loth feinsten Goldes aus der Schwarza von der fürstlichen Kammer mit 9 Thalern bezahlt worden. (II S. 208/9)

### **TSB Nr. 345: Riesenspielzeug**

Wenn man den Wirrbach, der bald über bemooste Schieferblöcke rauscht, bald klare Wasserbecken bildet, und nebenbei die köstlichsten Forellen beherbergt, überschritten hat, steht man am Fuße der mächtigen Hünenkoppe, deren Felswände von trauriggrünem Taxus und schlanken Tannen bewachsen sind. Hoch auf dem Gipfel, zu dem ein bequemer Weg gebahnt worden ist, eröffnet sich eine herrliche Aussicht. Tief unten sieht man der Schwarza grünliche durchsichtige Fluth, zu beiden Seiten von steilen Bergwänden eingeschlossen, die bald von reizenden Buchen- und Tannenwäldern begrünt, bald mit schroffen Felsenzinnen bewehrt sind; über jenem Bergrücken erhebt sich/ der Greifenstein, dort blinkt das Rudolstädter Schloß, das Saalthal thut sich auf, und am fernen Horizont ragt die Leuchtenburg. Die Hünen oder Riesen konnten sich keinen erhabeneren Wohnort wählen.

Einstmals sah eine Hünenprinzessin unten im Thale einen Ackermann, der hinter dem Pfluge einherschritt. Von der Bergeshöhe erscheinen die Menschen im Thale gar klein, fast wie ein Ameisenvölkenchen, wie winzig mußte der Mann vollends einer Riesin vorkommen! Neugierig stieg sie hinab – sie brauchte nicht viel Schritte – nahm den Bauer sammt Pflug und Ochsen in die Schürze, und trug ihn zum Berge hinan. Sieh Mutter, sprach sie mit kindlicher Freude, was ich da für ein artiges Spielzeug gefunden habe! – Kind, belehrte sie die Mutter, trage die niedlichen Geschöpfe wieder hinunter, sie sind überaus nützlich, denn sie durchwühlen die Erde und streuen gelben Sand hinein, daraus wachsen zarte Grashalme und die geben dann das Korn, aus dessen Mehl wir unser Brod backen. Nachdem die Prinzessin den vor Schrecken und Staunen halb todten Ackermann und seine Stiere gestreichelt und gehätschelt hatte, setzte sie dieselben unversehrt wieder hinab.

Bei Eisfeld wie im Elsaß ist dieselbe Sage lebendig, nur daß dort ein Riese die Lehre erteilt. (II S. 211/2)



### **TSB Nr. 358: Von Paulinzelle**

In einem stillen Seitenthale der „Rinne“, zwischen Schwarzburg und dem Singerberge, liegt friedlich der Klosterort Paulinzelle und dicht daneben die schönste Kirchentrümmer Thüringens. Aus fernen Landen kam einst die fromme Tochter eines Grafen Moricho, welcher Truchses Kaiser Heinrich IV. war, nach Thüringen, um den Grafen Sizzo, der im Längwitz-Gau gebot, und zugleich ein Graf von Kevernburg und Schwarzburg war, zu besuchen. Nur von einer Zofe und einem Diener begleitet, verirrete sich Pauline in den weiten und wilden Forsten. Der Diener wurde auf Kundschaft ausgesendet, und kehrte nicht zurück; doch fand Pauline mit ihrer Dienerin in einer Köhlerhütte ein Nachtlager. Beide Jungfrauen hatten in dieser Nacht einen und denselben Traum, nämlich daß sie vor einem Altare in diesem Thalgrunde beteten. Am andern Morgen zogen beide weiter, doch gelobte Pauline, in dieser Einöde eine Zelle zu erbauen. Sie kamen in ein geringes Dörflein, das aufwärts nach dem Walde zu lag, und „Fischerau“ hieß, weil nur die Hütten einiger armen Fischerfamilien dasselbe bildeten. Pauline erfüllte ihr Gelübde, Graf Sizzo schenkte ihr die Ländereien jener Gegend, und so wurde die „Paulinen-Zelle“ begründet, welche aber nur so hieß, und keine Zelle, sondern eine herrliche Abtei wurde, erst ein Frauen- dann auch ein Mönchskloster. Ueberaus prachtvoll wurde die Kirche erbaut, und Pauline selbst leitete und beaufsichtigte den Bau, indem sie auf dem nahen Kienberge zu diesem Zwecke für sich ein Wohnhaus hatte aufführen lassen. Jeden Abend kam die Gräfin und trug Geld in/ ihrer Schürze, die Arbeiter abzulohnen, und ließ jeden eine Hand voll des Geldes nehmen, wobei sie die Bauleute zum Gebete ermahnte. Stets erfaßte jeder so viel Lohnes als ihm gebührte. Einer aber wollte mehr nehmen, als ihm gebührte, und that daher einen recht kecken und kühnen Griff, und freute sich des. Da er aber das Geld zählte, so hatte er nicht einen Heller mehr, als die andern Arbeiter auch. (II S. 223/4)

### **TSB Nr. 359: Der Lintwurm**

In der Gegend, in welcher sich das neue Münster zur Paulinzelle erhob, hausetete zu der Zeit, als dasselbe erbaut wurde, ein furchtbarer Lintwurm, welcher ringsum Schrecken verbreitete. Sein Aufenthalt war in einer Bergeskluft unterhalb Leutnitz, und als einst Pauline den Rinnegrund heraufreiste, wurde sie von dem Unthier angefallen. Aber Pauline schlug ihm entgegen ein Kreuz, und rief ihren Schutzheiligen um Beistand an. Dieser Schutzheilige war kein anderer als St. Georg, welcher alsbald erschien und den grimmen Wurm erlegte. Das Abbild des letzteren wurde dann zum Andenken an einem der Säulenkapitelle des Hauptportales der Paulinzeller Klosterkirche künstlich in Stein gemeiselt, allwo dasselbe noch heute zu sehen ist. (II S. 224)

### **TSB Nr. 360: Die Kirchensäulen**

Damit das Schiff der Klosterkirche von Paulinzelle recht stattlich sich darstelle, und allseits Bewunderung finde,/ wollte der Steinmetz, der den Plan zur Kirche entworfen hatte, die Decke der mächtigen Basilika auf lauter Monolithen stützen, welches ein großes und wichtiges Unternehmen war, zu dem sich eine Menge Steinarbeiter und Maurermeister als Gehülfen anboten, um dabei zu lernen. Auf die Bitte ihres Baumeisters betete jedesmal Pauline, sobald eine der Säulen im Steinbruche gehoben wurde, daß dieß ohne Unfall erfolge, und dieß Gebet war so wirksam, daß alle Säulen glücklich gehoben, zur Klosterstätte geschafft, und jede an ihrer Stelle aufgerichtet wurde, bis auf die zwei letzten. Da störte ein Teufelsgespenst die fromme Beterin Pauline in ihrer Andacht, unterbrach und verwirrte sie durch seine schreckliche Erscheinung in ihrem Gebete, und alsobald erfolgte eine Erderschütte-

rung, und die zwei Säulen brachen jede in zwei Stücke. Aber des Steinmetzen Kunst richtete sie dennoch auf und verband sie so gut und so fest, daß sie stete Dauer behielten. (II S. 224/5)

### **TSB Nr. 361: Der betrogene Teufel**

Der Baumeister Paulinzelle's mochte durch das zerbrechen der zwei letzten Tempelsäulen doch im Vertrauen auf die Kraft von Paulina's Gebet etwas wankend geworden sein, und entschloß sich, um seinen Bau rascher zu fördern, mit dem Teufel einen Pakt zu schließen, daß der ihm helfe. Dafür solle der Teufel wie dieser sich selbst ausbedingte, die erste Seele erhalten, die in die Kirche, nach deren völliger Vollendung, treten würde. Als es nun so weit war, die Kirche fertig, auch im Innern gereinigt und gesäubert war, und das Fest ihrer Einweihung Statt/ finden sollte, lauerte der Teufel in Spannung auf das erste öffnen der Thüre und die hereintretende Seele. Da klinkte es, da ging die Thüre endlich auf, und da trat etwas in den düstern Vorderraum, auf das alsbald der Teufel in Hast zufuhr, und es packte. Gleich erscholl ein lautes Grunzen und Quiken, und der Teufel hatte ein Schwein in den Krallen, mit dem er wüthend empor und durch die Decke fuhr. In dieser blieb dann ein Loch, das nie wieder zugemauert werden konnte. Damals soll der Böse selbst zum erstenmale „Pfui Teufel!“ gerufen haben, welcher Ausruf hernach gang und gäbe geworden. (II S. 225/6)

### **TSB Nr. 367: Heilsberg**

Eine gute halbe Stunde von dem freundlichen Städtchen Remda, seitwärts von der Straße, die von da das romantische Rinnethal hinab nach Rudolstadt führt, liegt, fast rings von sanft abfallenden fruchtbaren Bergen eingengt, das Dorf Heilsberg.

Zur Zeit des Heidenthums erhob sich auf dem stolzen Hügel südwestwärts über Heilsberg eine Burg, welche die Hochburg oder Hugoburg genannt wurde; daher heute noch im Munde des Volks Heilsberg gewöhnlich Husch/berg heißt. Von dieser Burg sind gegenwärtig kaum noch einige ungefügte Steine wahrzunehmen.

Auf seinem Zuge nach Thüringen kam Winfried über die steinige und rauhe Hochfläche, da, wo jetzt Treppendorf liegt, um in das schöne Saalthal hinabzusteigen. Einen ganzen Tag lang hatte er keinen Menschen und keine menschliche Wohnung angetroffen; mit der äußersten Mühe hatte er sich durch das dichte Fichten- und Wachholdergesträuch hindurchgearbeitet, ringsum nach einer Quelle spähend. Aber in dieser Wildniß fand sich nirgend ein Bach, nirgend eine Quelle, gierig hatte der lechzende Boden jeden Tropfen Wassers verschlungen, der vom Himmel auf ihn herabgefallen war.

Da endlich begrüßte ein enges Wiesenthal mitten im üppigen Föhrenwalde den heiligen Wanderer, und durch die düstern Waldhallen erschallten kräftige Hiebe eines Beiles. Aber auch hier leider nur Spuren eines versiegten Wassers. Die Begleiter Winfrieds murrten und schalten, aber der fromme Mann richtete ein brünstiges Gebet zum Herrn, der die Lilien auf dem Felde ernährt. Gehet hin und forschet bei den Männern, die da Holz fällen, wo wir eine Quelle finden! Die Diener gingen und kamen nur um so trauriger zurück. Herr, noch eine Stunde Wegs haben wir zu wandern, da erst werden wir ein Bächlein antreffen. Aber ein guter Mann hat uns den letzten Trunk aus seinem Horne geboten, wir haben ihn für Dich aufbewahrt.

Diese entsagende Liebe der Seinigen ließ Bonifacius frommes Gemüth nicht ungerührt. Freundlich forderte er von dem mitgekommenen Bewohner des Thales das Trinkhorn, und den Blick nach oben gewendet, goß er, ohne/ zu trinken, den Inhalt des Hornes auf den trockenen Boden. Und siehe, da sprang eine helle Quelle lebendig hervor, klar und labend, als käme die Fluth aus dem tiefsten Schoos

der Erde. Und die Knechte tranken und stillten ihren Durst, und der Mann aus dem Thale staunte und eilte davon, die Kunde seinen Freunden und Bekannten zu bringen. Bald eilten die Thalbewohner erfreut und erstaunt herbei; Winfried predigte ihnen von dem dreieinigen Gott, und taufte sie aus dem neuen Brunnenquell, den er ihnen zum Borne des Heils weihte. (II S. 229-231)

### **TSB Nr. 368: Bonifacius-Kirche zu Heilsberg**

Eine andere Sage lautet: Als der heilige Bonifacius mit seinen Gefährten in das Thal unter dem Viehsberg gelangte, ließ er sein Pferd auf dem grünen Rasen weiden; das Pferd hatte einen wunden Fuß, scharfte mit demselben, und da entsprang plötzlich eine Quelle, von deren Wasser der Fuß des Rosses augenblicklich heil wurde. Bald bewährte sich des Heilbrunnens wunderwirkende Kraft auch an siechen Menschen, von nah und fern strömten die Bewohner der Gegend herbei, vernahmen die neue Lehre, welche Bonifacius ihnen verkündigte, ließen sich taufen, und siedelten sich dort an. So entstand das Dorf Heilsberg, wo nun Bonifacius eine Kirche begründete, die nach ihm noch heute den Namen führt, sowie die Gemeinde des Ortes das Bild des thüringischen Apostels in ihr Siegel aufnahm. Lange Zeit waren die Bauern von Heilsberg in Erfurt vorzugsweise zollfrei. An der oberen Kirchthüre zu Heilsberg fand sich ein großes/ Hufeisen angenagelt, welches Winfrieds Roß in der Quelle verloren haben soll.

An der Kirchenwand zu Heilsberg fand sich eine Steinschrift von hohem Alter, die niemand lesen konnte und noch bis heute niemand gelesen hat, so viele sich auch mit ihr abgemüht haben. Erfabelt wurde darüber zwar, daß zu der alten Bonifaciuskapelle in Heilsberg einst König Ludwig, Kaiser Karls Sohn, gekommen, hier gebetet und geboten habe, die Kapelle zur Kirche zu erweitern, und soll er das Gotteshaus reichlich begabt haben. Zum Andenken habe er eine Urkunde in Stein hauen lassen. Diese Steinschrift war bis zum Jahre 1816 all dort zu sehen, dann aber wurde sie ausgehoben und nach Weimar gebracht, wo sie in dem Großherzogl.(ichen) Bibliotheksgebäude ihre gesicherte Aufbewahrung gefunden hat. Um diese deutsche Steinschrift entziffern zu lassen, wurde sie einem berühmten Gelehrten, der vortrefflich arabisch, türkisch und persisch verstand, und in Förderung orientalischer Literaturkenntniß namhaftes Verdienst besaß, nach Wien geschickt. Die Lösung fiel völlig willkürlich, hypothetisch und widersinnig aus, man war aber so höflich, zu thun, als könne sie befriedigen, um nicht gegen diplomatische Formen anzustoßen, denn einer der berühmtesten Diplomaten hatte sie beim berühmtesten Orientalisten vermittelt, welcher letztere eben nicht altdeutsch, und auch nicht gothisch oder angelsächsisch verstand. Noch immer ist diese steinerne Räthselnuß zu knacken. (II S. 231/2)

### **TSB Nr. 370: Die Tod(t)enschauerin**

Auf dem Schlosse zu Rudolstadt lebte einst eine Prinzessin, welcher die unerfreuliche Gabe verliehen war, bei/ Trauerfällen des Herrscherhauses jedesmal statt der wirklichen Leiche, die eben auf dem Paradebette lag, die nächstfolgende darauf gebettet zu sehen, mithin genau zu wissen, an Wen zunächst die Reihe kommen werde. Obgleich die Prinzessin, wie jene hellenische Cassandra, sich ihres prophetischen Blickes nicht freuen konnte, so versäumte sie doch nie, in den Sarg zu blicken. Doch nannte sie, um Niemandem den Lebensgenuß zu verbittern, nie das folgende Opfer, sie verschloß vielmehr das traurige Geheimniß tief im Innern. Als sie so in wehmüthiger Einsamkeit noch mehrere Verluste erlitten, mußte sie einmal, als die folgende Leiche – sich selbst erkennen. Ruhig blickte sie sich selbst als Leiche an, mit gefaßter Frömmigkeit gab sie ihren letzten Willen kund, und starb in

christlicher Ergebenheit, die traurige Begabung mit in das Grab nehmend, die sich Niemand wünschen wird. (II S. 233/4)

### **TSB Nr. 374: Die Silberschaumquelle**

In einer Wüstung bei Heilingen hütete einst ein junger Schaafhirte, und sahe mit staunen, wie sich vor ihm die Erde aufthat, und aus einer Oeffnung ein weißer Schaum ausquoll, wie Reif, und rings um die Oeffnung sich anlegte. Der Knabe sahe dieser Erscheinung lange zu, wußte aber nicht, was er aus derselben machen sollte, und traute sich auch nicht, den Schaum anzufassen. Höchstens störte er mit einem Stöckchen daran herum. Endlich kam der Abend und der Knabe trieb heim, und erzählte dem Schaafmeister, was er gesehen, zeigte ihm auch das weiße Zeug, das noch immer am Stöckchen fest hing. Es war eitel gediegenes Silber, und der Schaafmeister sprach zu ihm: Schaafe hüttest Du und ein Ochse bist Du!/ Hättest Du das Dir bestimmte Weiße abgeschöpft, so wärest Du weise gewesen und reich geworden! – Am andern Tage und alle Tage sah sich der kleine Schaafhirte nach der Silberschaumquelle um, aber sie quoll für ihn nicht wieder. (II S. 237/8)

### **TSB Nr. 382: Der Merseburger Rabe**

Beim Dome zu Merseburg wird beständig ein lebendiger Rabe gehalten. Einen solchen Raben hielt zu seinem Vergnügen Thilo von Trotha, Bischof von Merseburg. Der Rabe stahl nach Rabenart, und schleppte auch einen kostbaren Goldring des Bischofs mit edlem Stein in sein nahes Nest auf dem Schloßthurm. Der Bischof, ein jähzorniger Herr, hatte seinen Kammerknecht im Verdachte des Diebstahls, ließ diesen, da er läugnete, foltern, und da er durch die Folter gezwungen, endlich gestand, hinrichten. Der arme alte Diener hob flehend seine Arme gen Himmel und rief Gott an, seine Unschuld zu offenbaren. Bald nach Vollziehung des grausamen Urtheils warf ein Wind das Rabennest vom Thurme, da fand sich neben vielen glänzenden Kleinodien und auch Tand des Bischofs Ring. Darauf erfaßte den Bischof tiefe Reue. Er änderte sein Wappen, und setzte einen Raben mit dem Ring im Schnabel in das Schild und auf den Helm, auf letzteren daneben noch zwei zum Himmel erhobene Arme und Hände; dann machte er eine Stiftung, daß fort und fort ein lebender Rabe solle gehalten werden, ihn und seine Nachfolger an die Unglücksthat zu erinnern – und überall wurde das neue Wappen angebracht, selbst auf des Bischofs ehernem prächtigem Grabmahl – und ein Rabe wird noch immer gehalten. (II S. 244/5)

### **TSB Nr. 383: Die Frau von der Weißenburg**

In zweifacher Weise deutet die Gegend um Naumburg wieder nach der romantischen Frühe der Thüringer Landgrafenzeit hin, und will ein Sagenwanderer, statt der Saale ferner zu folgen, lieber der in diese dort einfließenden Unstrut entgegenziehen, so betritt er einen Boden, über den noch immer ein Klage-ton um das einst so reiche und große, und dann für immerdar in Trümmern geschlagene Königreich Thüringen hinzittert.

Ludwig, der zweite Graf von Thüringen, des Bärtilgen Sohn, hatte seinen Länderbesitz durch Ankauf der Herrschaft Sangerhausen, in der gülden Aue, gemehrt, und eine Frau genommen, deren Stolz und Hoffarth ihm so unerträglich war, daß er sich ihrer bald wieder abthat. Nun wieder ehelos geworden, zog der Graf umher, gastete da und gastete dort, und so war er einst auch bei Mezelin, einem Grafen zu Nebra, der ein reiches Gastmahl gab, und auch den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, der auf der ohnfernen Weißenburg beim Dorfe Scheiplitz wohnte, sammt dessen Ehegemahl, eingeladen hatte. Diese Frau, Adelheid geheiß, war über alle Maaßen schön und Graf Ludwig wurde in

heller Minne zu ihr entzündet, tanzte viel mit ihr, und gewann ihr das Herz ab. Später besuchte Ludwig die Pfalzgräfin bei ihres Mannes Abwesenheit, und da wurde ein sehr untreuer Rath ausgesonnen, und bald darauf auch in solcher Weise ausgeführt, daß, als der Pfalzgraf im Bade saß, Graf Ludwig so nahe auf seinem Gebiete jagte, daß der erstere dessen Horn erschallen hörte, und als er erzürnt fragte, wer der kühne Jäger sei, so nannte Frau Adelheid des Grafen Namen und trieb den Gemahl an, solchen Schimpf nicht zu dulden. Da warf der Pfalzgraf über sein Badehemde nur einen Mantel, und schwang sich auf ein Roß, und jagte Ludwig nach und schalt ihn heftig, mochte wohl auch außer der nächsten Ursache deren mehr zu Groll und Grimm im Herzen haben. Ludwig aber drehte sich um und durchrannte den Pfalzgrafen mit seinem Jagdspieß, daß er gleich tod vom Rosse fiel.

Lange hat hernachmals an jener Stelle ein Denkstein dieser That gestanden, und noch länger ist ein Lied auf dieselbe im Munde des Volkes gewesen. Graf Ludwig/ aber freite die schöne Pfalzgräfin Adelheid, welche nun die Stammutter aller nachfolgenden Landgrafen von Thüringen wurde, und erbaute das Städtlein Freiburg an der Unstrut und über demselben die Bergfeste Neuenburg, wie derselbe auch das alte zerstörte Eisenach wieder erneute und die Wartburg erbaute. (II S. 245-247)

### **TSB Nr. 384: Der Sprung vom Giebichenstein**

Ogleich Graf Ludwig mit der neu gewonnenen Gemahlin Adelheid, der vormaligen Pfalzgräfin von Sachsen, einer geborenen Markgräfin von Stade, sehr glücklich lebte, so war er doch von den Verwandten des getödteten Pfalzgrafen bei Kaiser und Reich hart verklagt; indessen hatte Kaiser Konrad, der Salier, der schon seines Vaters, des Bärtigen Landgrafen, Freund und Verwandter gewesen, auch Graf Ludwig den Sohn immerdar zu schützen gesucht; als aber Kaiser Konrad gestorben war, und sein schon bei des Kaisers Lebzeiten zum römischen Könige gewählter Sohn, Heinrich, als der dritte Kaiser dieses Namens, die Krone des deutschen Reiches auf seinem Haupte trug, der ohnedieß mit Sachsen und Thüringern im Kriege begriffen war – so gab es für den angeklagten Grafen Ludwig kaum noch eine Zuflucht, und endlich wurde er eingefangen, und auf die feste Burg Giebichenstein, nahe bei Halle, gesetzt, und allda in sicherem Gewahrsam gehalten. Und da der Kaiser außer Landes umfuhr, so dauerte die Haft des Grafen, ohne daß an Fällung eines richterlichen Schiedspruches zu denken war, sehr lange, schon fast drei Jahre, und der Gefangene/ sehnte sich sehr nach der Frau, wie nach der Freiheit. Sechs Ritter mußten den Grafen tagtäglich bewachen, und es drang zu ihm die Kunde, er solle ob seines Pfalzgrafenmordes hingerichtet werden. Da stellte er sich krank, bestellte sein Seelgeräthe und sein Haus, sandte durch einen erbetenen Schreiber seiner Gemahlin Botschaft, machte sein Testament, zog sein Sterbehemde an, und hüllte sich, da er starken Frost klagte, in viele Mäntel, und war so matt, daß er an einem Stabe ging, und ächzte, und legte sich in das offene Bogenfenster seines Thurmgemaches, das steil über der Saale hing, und sonnte und sömmerte sich, während seine Wächter sich mit dem Bretspiel die Langeweile solcher Gefangenenwacht vertrieben. Und wie der Graf sahe, daß ausgeführt ward, was er heimlich befohlen, daß sein Diener unten am Saalstrome hielt und sein weißes Leibroß, der Schwan genannt, gleichsam wie zur Schwemme (= zum Baden und Waschen des Tieres, sk), in die Saale ritt, auch zwei Fischernachen auf dem Strome fuhren, da wünschte er seinen Wächtern alles Liebes und Gutes, schnellte sich aus dem offenen Thurmfenster auf den Vorsprung der Felsklippe, schrie: Jungfrau Maria, hilf Deinem Knechte! Und sprang von der Klippe in den damals dicht unter ihr vorbeiziehenden Saalstrom; die Mäntel schirmten ihn im Fall, er fiel nicht hart in das Wasser, die Nachen waren zu seiner Hülfe zur Stelle, dann bestieg Ludwig den Schwan, gelobte dem heiligen Ulrich zu Sangerhausen, wohin er den eiligen Fluchtritt lenkte, eine

schöne Kirche, und kam glücklich und wohlbehalten alldorten an, während seine bestürzten Wächter auf Burg Giebichenstein im recht eigentlichen Sinne des Wortes „das Nachsehen“ hatten. (II S. 247/8)

### **TSB Nr. 385: Die Saalnixen**

Die Stadt Halle an der Saale, in deren Nähe die Trümmer des alten Bergschlosses Giebichenstein noch immer die Gegend schmückt, ist von Alters her berühmt durch ihre reichen Salzquellen, und der dicht an ihr vorbeifließende Saalstrom ist von einer Nixe bewohnt, oder von mehreren. Allgemein geht die Sage, daß auch dort die Saale, wie zu Jena, alljährlich ein Menschenleben zum Opfer fordere, sicherlich Nachhall der Erinnerung an Menschenopfer, die in der Heidenzeit den Gottheiten der Elemente dargebracht wurden. Auch dort die so weit verbreitete Sage von einer Wehmutter, welche bei nächtlicher Weile ein Nixus, daraus später das Wort Nixus, Nix, sich gebildet hat, abrief und abholte, um einer Wöchnerin beizustehen, die unter das Bette der Saale geführt ward, dort ein Nixenweiblein entband, und von demselben gewarnt wurde, von ihrem Manne irgend eine Gabe anzunehmen, vielmehr die schutzkräftigen Kräuter Dosten und Dorant, die jene schon zur Abwehr gegen teuflischen und dämonischen Zauber bei sich trug wol in Händen zu halten und zu bewahren. Der alte böse Nixus versuchte die Wehmutter auf dem Rückwege mit allerhand, er bot ihr Brod, Geld, Linnen – die Wehmutter wieß alles zurück, und so mußte der Nixus sie wohlbehalten wieder nach Hause zurück geleiten, was ihm bei seinem tückischen Wesen außerordentlich ärgerlich war. (II S. 249)

### **TSB Nr. 389: Das alte Brautpaar**

Ein Beispiel noch längerer Bergentrückung (als im Fall des Bergknappen Peter Klaus in TSB Nr. 388, sk) that sich kund an einem jungen Brautpaare aus Tilleda, das Hochzeit feiern wollte, aber nicht einmal so viele Geräthschaften besaß, um einigen geladenen Gästen das Essen aufzutischen zu können. Da sprach der Vater der Braut halb im Scherz zu den Brautleuten: Ei geht doch hinauf auf den Kiphäuser und borgt euch was von der verzauberten Prinzessin. Und die jungen Leute gingen wirklich hinauf und oben trafen sie auch schon die Prinzessin an, als habe sie ihrer geharrt; sie winkte beiden, ihr in den Berg zu folgen. Da bekamen sie so viel Gutes an Essen und Trinken vorgesetzt, daß das reichste Hochzeitmahl in Tilleda nicht stattlicher hätte ausgerichtet werden können, und wurden beladen mit so viel Hausrath, daß sie ordentlich schwer davon zu tragen hatten, als sie frohen Herzens den Berg verließen, und wieder herunter nach Tilleda stiegen. Aber gar seltsam erging es ihnen da. Der Ort war ganz verändert, so daß sie meinten, sich in ein fremdes Dorf verirrt zu haben. Das Häuschen des Brautvaters stand nicht mehr, an seine Stelle war ein großes Oekonomiegutshaus (= Herrensitz mit Wirtschaftsgebäude, sk) erbaut. Die Leute hatten ganz andere Tracht, und staunten sie ob ihrer seltsam uraltmodischen Tracht an. Da kam auch der Geistliche des Ortes und sprach lieblich mit ihnen, und fragte sie, woher sie denn kämen? Das Brautpaar sagte ihm, daß es ja erst heute Nachmittage hinauf zum alten Friedrich spazieren gegangen, und wüßten nicht, warum alles in Tilleda so anders wäre und lauter fremde Menschen? – Der Pfarrer hieß beide mit ihm gehen, und schlug nach im Kirchenbuche, und da stand/ es, daß vor 200 Jahren ein junges Brautpaar hinauf auf den Kiphäuser gegangen und niemals zurückgekehrt. Da weinten die so alt Gewordenen und ließen sich vom Pfarrer einsegnen, und suchten den Kirchhof auf, wo ihre Verwandtschaft von 200 Jahren ruhte, und blieben dort allein, denn das junge Geschlecht scheute sich vor den beiden Alten, und nach drei Tagen fanden sich auf dem Kirchhofe die Leiber und Gewande beider in Asche zerfallen. (II S. 257/8)

### **TSB Nr. 390: Der Schmied von Jüterbogk**

Jener Schaar, welche die Sage selbst zu Kaiser Friedrichen hinabgewünscht und hinabgerückt hat in den Schoos des Kiphäuserberges [...] gehört auch eine vereinzeltete Gestalt, wie im Hörseelenberge der getreue Eckart, das ist der Schmied von Jüterbogk, von dem ein Kindermärchen ausführliches erzählt. St. Petrus, der heilige Apostel, erlaubte diesem wackern Schmied, der Kaiser Friedrichs Rüstmeister war, drei Wünsche, welche dieser/ auch that, so daß er Macht gewann über Tod und Teufel, und ein nie versiegendes Lebenselixir in Gestalt eines guten Bittern – aber eins hatte nur der Schmied vergessen zu wünschen, nämlich: die ewige Seligkeit. Daher blieb ihm der Himmel verschlossen, und als er in die Hölle wollte, riegelte der Teufel ihm diese vor der Nase zu, denn der Schmied hatte dem Teufel einmal so arg mitgespielt, daß derselbe sich grausam vor ihm fürchtete, und ließ ihn daher durchaus nicht in sein Reich. auf der Erde gefiel es aber dem Schmied von Jüterbogk auch nicht mehr, und so wünschte er sich hinab zu Kaiser Friedrichen in den Kiphäuser und beschlägt nun drunten die Pferde der Prinzessin und der Fräulein, und der Ritter mit goldenen Hufeisen. [...] (II S. 258/9)

### **TSB Nr. 393: Der braune Bühel**

In der Gegend zwischen Nordhausen und dem Eichsfelde, nach Duderstadt zu, begegnet wieder die Riesensage. Dort hebt sich aus der Flur ein zuckerhutförmiger Hügel, einer künstlichen Pyramide gleich, welcher vom Volke der „brune Budel“, soll braune Bühel heißen, genannt wird. Bühel ist Hügel, wenn auch just kein spitzer. Die vornehmen Leute nennen ihn den Riesen Hügel. Einst stand auf den Höhen über der „Goldenen Mark“, so heißt die Gegend, in welcher Duderstadt liegt, ein Riese, und das ganze Eichsfeld gefiel ihm sehr wohl, nur drückte ihn etwas im Schuh, was ihm nicht gefiel, da zog er den Schuh aus, und schüttete das drückende, was darin lag, hinab, da war's das Sandhäufchen, der Bühel. Spöttisch sagen andere: vor Zeiten sei einmal der Himmel gefegt, und der Kehrreichtaub herab in das Eichsfeld geworfen worden, davon sei der braune Bühel entstanden. (II S. 262)

### **TSB Nr. 398: Bonifacius-Pfennige**

Da der heilige Bonifacius in das Land an der Unstrut kam, wo er gar manche Kirche erbaute und einweihete, und die Bewohner dieses Landes zum Christenthume bekehrte, da half er auch den Thüringern durch sein Gebet zum/ Siege gegen die grausamen Hunnen, und wurden deren von den Thüringern so viele erschlagen, daß die ganze Unstrut sich als ein Blutstrom zeigte. Darauf ließ sich zahlloses Volk taufen und bekannte sich zur Lehre Christi; Einzelne jedoch blieben Heiden, wie es deren mitten im Schoose des Christenthums stets gegeben hat und noch immer giebt, selbst wenn sie getauft sein sollten – die wollten von dem Bekehrer wirkliches Brot, nicht das Brot des Heils, wirkliches Gold, nicht das Gold der guten Lehren, und da der fromme Mann trotz seiner wunderthätigen Kraft solches nicht spenden konnte, weil es ihm daran selbst gebrach, so warfen einstmals etliche dieser Heiden mit Steinen nach dem thüringischen Apostel. Darauf verwünschte derselbe in einer Anwendung von Zorn alles Gold und Geld der Thüringer in Stein, und alsbald wurde jeder Pfennig zu einer Linse, deren findet man noch heute an der Sachsenburg, und an der Arnsburg über Seega, und auf der Hainleite besonders auf dem Gipfel, welcher der Bonifacius-Berg genannt wird, und die kleinen rundlichen Steine werden noch immer Bonifaciuspfennige genannt. (II S. 267/8)

### **TSB Nr. 401: Die lebende Mauer**

Der baulustige Thüringer Graf, den sie später den Springer nannten, weil er aus der Haft vom Giebichensteine bei Halle kühnen Muthes entsprungen war, der die Wartburg baute, und Eisenach er-

neute, gründete auch das Städtchen Freiburg an der Unstrut, und erbaute auf ziemlicher Berghöhe über demselben die Nuwenburg, oder Neu/burg, die man auch Numburg geschrieben findet, dieselbe, in deren nächster Nähe der umsteinte Edelacker gelegen ist. Doch mag der Ausbau der Neuburg wol durch ihres Begründers Tod unterbrochen sein, und es scheint, daß auch Sohn und Enkel nicht dazu gelangten, das Haus mit einer Ringmauer gleich andern Burgen zu umgeben. Wahrscheinlich bestand dasselbe Anfangs bloß aus dem gewaltigen Thurme, wie er noch immer steht, und über dessen Pforte gar ein absonderliches Steinbild, das manche für einen Götzen gehalten haben, angebracht ist. Da nun der zweite Landgraf, welcher der Eiserne genannt wurde, regierte, der des Kaiser Friedrich des Rothbart Schwager war, so kam einstmals der alte Barbarossa vom nahen Kiphäuser, dessen Warte nachbarlich zur Warte der Numburg herübergrüßte, so daß man sich gegenseitig Zeichen geben konnte, zum Besuch auf die Numburg, um die geliebte Schwester Jutta zu besuchen, verwunderte sich aber baß, als er die Burg ohne Ringmauern fand, und beklagte das, und sprach: Schade, daß sie nicht Mauern hat, sie sollte stark und feste sein. Darauf antwortete der Landgraf: Wenn der Burg sonst nichts mangelt, Mauern kann sie bald haben. Und wie bald? – fragte der Rothbart. In dreien Tagen, sprach Ludwig, der Landgraf. – Mit Teufelshülfe vielleicht, mit Gottes Hülfe wär's unmöglich! entgegnete der Kaiser. Danach gingen sie zu Tische, der Landgraf entbot aber alsbald durch reitende Eilboten durchs ganze Thüringer Land alle seine Vasallen, daß sie eiligst zu ihm nach Freiburg aufbrechen sollten, im besten Schmuck und Glanz der Waffen und Wehren, doch mit nur wenig Wappnern, aber jeder mit seinem Bannerfähnlein und dem Wappenschild.

Und die Geladenen säumten nicht, denn sie kannten/ ihren Herrn – der Edelacker hatte bereits seinen Namen. Und am dritten Tage sprach der Landgraf zu seinem Schwager: Mein Kaiser, geliebt es Euch, die Mauer zu beschauen, dieselbe ist fertig. Der Rothbart bekreuzte sich und witterte schon etwas Schwefelgeruch; aber wie er auf den Söller hinaustrat, da staunte er, denn da stand keine Mauer von Stein, sondern eine lebende Mauer von Mannen, alle gereiht im Prunk der Harnische und Gewaffen. Wo ein Thurm stehen mußte, stand ein Graf, und vor ihm sein Bannerträger mit wehendem Fähnlein, dazwischen die edeln Herren und Ritter, alle, alle in Hast herbeigekommen auf ihres Herrn Geheiß, und bereit ihn zu schützen und zu schirmen, und mit ihren Leibern ihn zu decken einer Mauer gleich, alle die zahlreichen Grafen und Herren des Thüringer Landes, eine prachtvolle, machtvolle Schaar. Der Kaiser erstaunte und freute sich, und rief gerührt aus: Hab' Dank, Schwager, daß Du diese Mauer mir zeigst. Schöner gefügt sah ich all mein Lebetage nicht! – Ja, mein Herr und Kaiser, erwiederte der Landgraf. Es sind harte Steine darunter, haben sich aber doch gefügt. Und nannte dem hohen Gaste die Mannen und ihre Banner alle einzeln, die Grafen von Kevernburg, Schwarzburg, Gleichen, Kirchberg, Lobdaburg, Mansfeld, Stolberg, Hohenstein, Orlamünde, Arnshausen, Beichlingen, Gleisberg, Brandenburg und andere, und auch die Herren Vitzthum von Apolda und Eckstätt, die Herren von Blankenhain, Kranichfeld, Heldrungen, Treffurt, Salza u.a. ohne den zahlreichen niedern doch reich begüterten Adel, und freute sich selbst seiner Macht und Thüringens herrlicher Blüthe. (II S. 271-273)

#### **TSB Nr. 410: Das Wahrzeichen**

Als einst zwei Brüder, Wolfer und Lutger genannt, zusammen auf dem Oberschlosse wohnten, kamen sie mit einander einmal in Streit, der so heftig wurde, daß sie schwuren von einander zu ziehen und die Güter zu theilen. Und das geschah denn auch. Schon waren sie mit theilen fertig geworden, als der jüngere der Brüder, Lutger, der die Burg verlassen sollte, auf den Berg deutend, wo jetzt Niederkrannichfeld steht, sagte: „Dorthin will ich mir meine Burg bauen!“ Wolfer lachte spottend darüber und antwortete: „Wenn Du auf diesen Berg eine Burg bauest, so will ich mir etwas thun, was keiner



thut und kann." (= mir selbst in den Hintern beißen o.ä., sk) „Topp!" sprach Lutger: „ein Ritter hält sein Wort!" und der Vertrag wurde sogleich schriftlich aufgesetzt und unterschrieben.

Aber Lutger baute wirklich zum großen Erstaunen und Schrecken Wolfer's eine gar stattliche Burg, die jetzige Niederburg, und war grausam genug, darauf zu bestehen, daß sein Bruder die Bedingungen des Vertrags erfüllen mußte, obschon er damit auch das Leben ließ. Lutger kam dadurch zugleich in den Besitz der Oberburg und des dazu gehörigen die Oberherrschaft ausmachenden Landes. Zum Andenken ließ der schändliche Bruder den Wolfer in der gezwungenen Stellung an einen Erker des Oberschlusses in Stein hauen, was man noch heute als „Wahrzeichen" zeigt und sieht. Auf diese Weise entstand Niederkrannichfeld.

Man hat auch von dieser Sage noch andere Abwandlungen. In der Liebfrauenkirche zu Arnstadt ist ein ähn/liches Steingebilde hoch am Sockel einer Gewölberippe angebracht. (II S. 284/5)

### **TSB Nr. 412: Vom Singerberge**

Ueber Stadtilm, gegen Ilmenau zu, erhebt sich aus dem friedlichen Ilmthale, zwischen diesem und dem Dorfe Singen, der hochragend, oben mit einer weitbreiteten grünen Matte ohne Waldung bedeckte Singerberg. Ob das Dorf ihm den Namen gab, oder er dem Dorfe, ist unerörtert, aber der Berg ist, wie er vereinzelt, eine Vorwarte des Waldes gleichsam gegen die Thüringer Platte weit sichtbar vortritt, ein Hauptpfeiler der heimischen Sage, und es wiederhallen an und in ihm im bunten Gemische die Hörseelenberg-, Hermannsberg-, Kiphäuser- und andere Sagen, die sich um bedeutende Hochgipfel des Landes/ schaaren, und mit buntfarbigen Strahlen deren Scheitel schmücken.

Von Gesange und Getöne im Bergesschoose soll der Berg den Namen tragen; bald soll dieser Gesang herrühren von den Rittern die in den Kellern des Berges zechen, und soll dann nicht eben lieblich lauten; bald von einer in den Berg verwünschten und verzauberten Prinzessin, die auf Erlösung hofft, bald auch von einer Feine, die an lockendem Liebreiz der Frau Venus gleich. Der ganze Zauberapparat der Volkssage ist am Singerberge zu finden, wandelnde Feinen, Wunderblumen, Schlüssel zu Schätzen, in steinernen Fässern eingeschlossener Wein, ein langbärtiger Greis am Steintische, Fragen nach dem Fluge der Vögel, Entrückung in den Bergesschoos, der voll Schätze ist, Zaubergaben, die erst unscheinbar erscheinen, dann in Gold sich verwandeln und vieles andere mehr, und dabei auch wieder manches eigenthümliche, selbstständig ausgebildete, anderorts nicht oder doch nur sehr vereinzelt begegnende, so unter andern, daß die Schweine eines auf dem Berge hühnenden Hirten eine Getraidekammer des Schlosses aufgewühlt, und sich in einem Tage vom gefundenen Vorrathe schneckenfett gefressen, daß der Berg nicht Wasser, sondern Wein in seinem Schooße verborgen halte, und damit dereinst die ganze Gegend in einer Fluth überschwemmen werde, auch daß Dr. Luther das Schloß verflucht habe. (II S. 286/7)

### **TSB Nr. 414: Burg Hermannstein**

Am nordwestlichen Hange des Kickelhahn, oberhalb Ilmenau, erhebt sich über dem Manebacher Thale ein gewaltiger Felsblock von festem Porphyr, der Hermannstein oder im Munde des Volkes der Hammerstein genannt./ Von diesem Felsblock geht die Sage, daß darauf vor Zeiten eine Burg gestanden habe, vielleicht war es auch nur eine burgähnliche Warte. In Urkunden geschieht dieser Burg keine Erwähnung. Der Fels selbst hat unstreitig einen runden Thurm getragen, von dem sich noch Spuren zeigen. In der Mitte der Höhe des Felsens findet man einen Eingang, wie in den Thürmen sehr alter Burgen, dieser Eingang heißt der Keller; von ihm aus gelangt man durch eine senkrecht ausge-

haueue Höhlung auf die oberste Platte des Felsens. Rings um denselben liegen in wilder Unordnung ungeheure Massen gut ausgehauener Steine, die aber fast sämmtlich mit fußhoher Dammerde überdeckt sind, in welcher Gras und Vergißmeinnicht Wurzel gefaßt haben. Gräbt man in die Tiefe, so finden sich häufig Scherben von gewölbten Ziegelsteinen und von irdenen Gefäßen; auch ein Hufeisen und eine Kinnkette fanden sich, Spuren ehemaliger Bewohnung genug. Gegenwärtig umstehen den Hermannstein so riesige Fichten, daß derselbe von keiner Seite aus der Ferne sichtbar ist, und von dem Unbewanderten nur schwer aufgefunden wird. Die allgemeine Sage berichtet von dem Hermannstein, es habe einst eine Straße durch das untenliegende Manebacher (Ilm-)Thal geführt, die über Stützerbach und das neue Werk hinaus einen Theil Frankens mit Thüringen verbunden. Solche günstige Gelegenheit benutzend, erbaute ein Ritter, Namens Hermann, auf dem Hammerstein eine Raubburg, und plünderte die das Thal durchziehenden Kaufleute. Endlich fand sich der Bischof von Erfurt bewogen dieses Raubnest zu belagern und nach tapferer Gegenwehr zu zerstören. Manche meinen, und vielleicht mit Recht, der Hermannstein habe nur eine/ Warte und Vorhut des Raubschlosses Ilmenau gebildet. Wiewohl auf dem ganzen Thüringer Walde Furcht vor Räubern nicht zu finden ist, so erzählt man sich doch in Manebach, daß es dort noch heut nicht geheuer sei. Räuber hausen mitunter da oben am Hammersteine, und oft werden Holzhauer von dorthier durch gräßliches Getöse erschreckt. (II S. 288-290)

#### **TSB Nr. 427: Der milde Herr Augustin**

In Gotha ist an einem steinernern Hause am Jacobsplatze das Bild eines Mannes, in Stein gehauen, zu erblicken, welcher an einige Kinder kleine Brode austheilt. Die Sage geht, daß vor Zeiten ein Mann, des Namens Augustin, jenes Haus besessen und bewohnt, welcher ein außerordentlicher Freund der Kinder gewesen, und nie ausgegangen sei, ohne die ihm begegnenden Kinder mit allerlei Gaben, so er in den Taschen mit sich herumgetragen, zu beschenken, und es sei gewesen, als ob der Vorrath in sothanen Taschen ein unerschöpflicher und nur so ausquellend, wie das Wasser aus einem Borne. Darüber wurde dieser Kinderfreund, Herr Augustin, sehr alt,/ und erreichte sein achtzigstes Lebensjahr. Und als es mit ihm zum Sterben gekommen, hat man zwei Knaben in schneeweißen Kleidchen an seinem Lager sitzen gesehen, da er außerdem keine Anverwandtschaft hatte, die haben mit ihm gebetet, und ihm die Augen zugedrückt. Und als Herr Augustin begraben war, saß drei Tage lang ein Kind auf seinem Grabe, und hatte das Antlitz verhüllt, als ob es weine. Niemand kannte es und wußte, wem es angehöre. (II S. 308/9)

#### **TSB Nr. 417: Die Zwerge der Kammerlöcher**

Zur Linken des idyllisch-friedlichen Wiesenthales, in welchem das Dorf Angelrode, eine Stunde aufwärts über dem Städtchen Plaue liegt, und durch das die Gera sich schlängelt, rauscht ein Bergwald, das Kirchenholz, der Berg selbst ist der Weissenberg geheißten. Fast immer ist diese Benennung von mythischem Anklang und stammt ab vom uralten „wiht“, (unseliger Geist,) daher Wichtlein, daher auch die Witgensteine, Wizenhöhlen u.s.w. Dort soll, so geht die Sage, vor Zeiten ein altes Schloß gestanden haben, allein dasselbe scheint spurlos verschwunden zu sein, und Niemand weiß mit Gewißheit dessen Stätte zu bezeichnen. Da, wo der Weissenberg sich in der Richtung nach dem Schneekopf an das höhere Gebirge anlehnt, zeigt sich der bewaldete Gipfel mannichfach und merkwürdig zerklüftet und bildet Schluchten voll senkrecht abgeschnittener Felswände von ziemlicher Tiefe an 30 bis 50 Fuß und einige Klafter Weite. Aus dem tiefen/ Grunde strecken Tannen ihre Wipfel empor. Besonders eigenthümlich ist diesem Gehölz und den Kammerlöchern, so heißen die Felsenkammern

bei den Umwohnern, der mystische Eibenbaum, *Taxus baccata*, dessen auch Shakespeare im Macbeth gedenkt, und der im deutschen Volksaberglauben eine nicht unwichtige Rolle spielt.

In jenen Kammerlöchern haußten einst, so berichtet die Sage, Zwerge in großer Anzahl. Sie wühlten von der Wache, so heißt der Theil des Berges oberhalb des Dorfes Angelrode, weil im dreissigjährigen Kriege ein Schwedisches Wachtpiket dort gestanden, bis zum Kummel, der vorspringende Bergstock, an welchem das Angelroder Wirthshaus mit seinem vortrefflichen Felsenkeller gelegen, einen Stollen, und gelangten durch diesen in den Wirthskeller, dem sie an Wein und Lebensmitteln merklichen Abbruch thaten. Diese Zwerge haußten im Schoos der tiefen Felsenkammern lustiglich, und thaten sich gütlich an des Wirthes Wein und Bier und sonstigen Vorräthen. Außerdem übten sie noch manchen Schabernack und manche Neckerei gegen die Bewohner der umliegenden Dörfer. Der Wirth wußte lange nicht, wer seine Diebe seien, warf Verdacht auf sein Gesinde und seine Hausgenossen, und machte diesen Verdruß durch falschen Verdacht. Endlich gerieth er auf den Einfall, Asche in den Keller zu streuen, um vielleicht an den Fußtapfen die unsichtbaren Beizapfer zu erkennen. Und als er eines Abends dieß gethan und des andern Morgens nachsah, fand er zahllose kleine Spuren von Gänsfüßen ähnlichen Füßchen, die aus einer Felsspalte im tiefsten Hintergrund des Kellers gekommen waren, und in diese sich verloren. Der Wirth holte sich Rath bei einem weisen Mann, der lautete, man solle, wenn/ man die Nähe der stets unsichtbaren Zwerge vermuthe, mit Taxuszweigen nach ihnen schlagen, jeder Zwerg, der getroffen werde, würde dann augenblicklich sichtbar. Auch sei den Zwergen die Form des Kreuzes verhaßt<sup>2</sup>, und wenn man am goldenen Sonntag Eibenbüsche kreuzweise über ihre Wege lege, so beschritten sie letztere nimmermehr wieder. Der Wirth befolgte den Rath, theilte ihn weiter mit, und am nächsten Trinitatissonntag stieg die halbe Bevölkerung des Dorfes Angelrode hinauf in die Kammerlöcher, brach dort Eibenzweige ab, und steckte sie kreuzweis an die Ställe, in denen die Zwerge das Vieh behext, und in die Keller, aus denen sie allerlei geholt. Darauf wanderte das neckische Zwergvölkchen aus. In einer Nacht hörte man vom Kirchenholz herab, durch das Dorf und die jenseitigen sterilen Felsenhöhen hinauf nach Rippersrode zu ein anhaltendes trippeln und trappeln, als ziehe ein Heer von vielen tausend kleinen Leutchen vorüber, und ward ein leises weinen und schluchzen dabei vernommen. Nimmermehr kamen sie wieder. Von der Zeit an wurde es Brauch zu Angelrode, daß alljährlich am Trinitatissonntage Alt und Jung hinauf auf den Weissenberg und in die Kammerlöcher ging, dort Taxuszweige brach, und sie kreuzweis in Keller, Küchen, Stuben und Ställe steckte. Und obschon der Aberglaube, daß damit den Zwergen und Hexereien gewehrt werde, entschwunden ist, so ist doch der Brauch geblieben, und namentlich säumt des Dorfes fröhliche Jugend nicht, am genannten/ Tage Eibenzweige von des Berges wundersamen Felsenkammern herabzuholen.

Noch geht eine andere Sage, die im historischen Grund und Boden wurzelt, von den Kammerlöchern. Als zur Zeit des dreissigjährigen Krieges das Schwedenvolk auch in diesen Gegenden so grausam und verderblich hauste, wie der ärgste Feind, da flüchteten die Bewohner Angelrode's mit ihrem Vieh und ihrer sonstigen Habe in die Kammerlöcher, und diese wurden mit dem dichten Walde, der damals die Felsenklüfte umgab, ihnen zum schützenden Asyle, bis die feindlichen Freunde, welche zum Schutz des Protestantismus herbeigerufen waren, und die Protestanten auf das Aergste mißhandelten, das stille Thal der Gera verlassen hatten. (II S. 292-295)

### **TSB Nr. 421: Die Bölersmännchen**

---

<sup>2</sup> Dieß ist ein eigenthümlicher Zug der Erdzwerge gegenüber den Moosleuten, welche das Kreuz lieben, und nur auf mit Kreuzen bezeichneten Holzstämmen Schutz vor dem sie verfolgenden wilden Jäger finden.

An einer Felswand, da, wo das Götzenthal und das Jonasthal in einander übergehen, ist ein Bergloch, das zugleich ein Zwergloch ist. Man nennt es das „Bölersloch“; ein Volk gutartiger Zwerge, die Bölersmännchen, wohnte darin, und gehorchte einem Könige, des Namens Böler. Bei diesem so ungewöhnlichen Zwergnamen könnte man sich fast versucht fühlen, an den Bölverker der Eddadichtung zu denken, der ein Bergloch bohrte, in das er, verwandelt in einen Wurm, einschlüpfte, und der kein anderer war, als Odin selbst – wenn es überhaupt denkbar wäre, daß ein früher Nachhall der Eddamythe sich bis in diese Gegend verloren hätte. Ein Felsen im Jonasthale heißt der „Königsstuhl“, und eine hohe, breite und senkrecht abschüssige Felswand in demselben Thale heißt „der Jungfernsprung“ – weil einst ein Riese oder ein Ritter eine Jungfrau verfolgte, die in ihrer Noth und um ihre Ehre zu bewahren, die steile Felswand hinabsprang. Engelhände schirmten sie und trugen sie sanft nieder, der Verfolger aber, der unbedacht nachsprang, zerschmetterte im tiefen Abgrunde. Einst soll der Wind von oben einen Arnstädter Currentschüler hinabgeweht haben, der Schüler aber, von seinem weiten Mantel getragen, unverletzt drunten angelangt sein.

Alte Leute haben versichert, daß sie noch Bölersmännchen droben im Thalgrunde haben ihr Wesen treiben, auch im Mondscheine sie ackern gesehen haben, jetzt zeigen sie sich nicht mehr. Die Zwerge sind fort und die Riesen sind dahin. Die Rippe des letzten Riesen war oder ist noch aufgehangen über dem Portale der Liebfrauenkirche bei Arnstadt, und sein steinerner Löffel, der "Riesenlöffel" genannt, steckt noch neben dem Kessel desselben, der jetzt der Kesselbrunnen heißt, am Fuße des „Arnsberges“.

Seitwärts des Dorfes Espenfeld liegt ein anderes Dorf Bittstätt, und früher, wie man sagt, Betstätte geheißen. Dort soll der fromme heilige Bischof Aegidius zeitweilig gelebt haben. Ein Stück Wald neben dem Dorfe heißt noch das Heidenholz, von den Heiden, welche Aegidius bekehrte. (II S. 298-300)

### **TSB Nr. 425: Die Gleichensche Doppel-Ehe**

Kaum hat eine thüringische Sage so allgemeine Verbreitung gefunden, als die von dem zweibeweibten Grafen von Gleichen, auch kaum eine so viele gelehrte Streithahnfedern in Bewegung gesetzt, als eben diese, höchstens hat der „Püsterich“ solche überflüssige Schreibung noch überboten. Die unselige Sucht, eine Sage nicht als Sage gelten lassen zu wollen, sondern einestheils sie mit Gewalt zu einer geschichtlichen Thatsache zu stempeln, andernteils alles aufzubieten, um zu beweisen, was sich von selbst versteht, daß die Sage keine Geschichte ist, dieß zwecklose/ Treiben verdirbt alle Poesie, und ist der Welt völlig unnütz.

### **Moritz v. Schwind: Die Rückkehr des Grafen von Gleichen**

Die Sage lautet: Ludwig (andere nennen ihn Ernst), Graf von Gleichen, nahm Theil an dem Kreuzzuge, dem sich Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, unter dem Banner Kaiser Friedrich II. angeschlossen hatte. Graf Ludwig war am Thüringer Landgrafenhofe ritterlich erzogen worden, und soll mit einer Gräfin von Orlamünde vermählt gewesen sein, die ihm zwei Kinder geboren. Nachdem Landgraf Ludwig seinen frommen Eifer mit dem Tode gebüßt, folgte Graf Ludwig dem Kaiser nach Accon, und blieb zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück, nachdem der Kaiser sich bereits zur Rückkehr eingeschifft hatte. Bei einem Ausfalle oder Streifzuge gegen die Ptolemais umlagernden Sarazenen gerieth der deutsche Graf in die Gefangenschaft der Araber, wurde an den Sultan Aegyptens verkauft und nach Alkaix gebracht. Dort mußte der Graf harte Clavenarbeit verrichten, und schmachtete neun Jahre in der Gefangenschaft, bis die Tochter des Sultans, welcher Melech-Sala hieß, das ist König des Heiles oder Friedens, lebhaft von ihm eingenommen wurde, beim ergehen im

Garten ihm aufmunternd begegnete, und ihm endlich aus großer Liebe antrug, mit ihm zu entfliehen, wenn er sie zum Weibe nehmen wolle. Graf Ludwig von Gleichen war aufrichtig genug, der schönen Sarazenin seinen Stand und seine Herkunft zu entdecken, und ihr zu sagen, daß er bereits in seiner fernen Heimath eine Frau und zwei Kinder habe. Daran fand nun die sarazenische Jungfrau gar keinen Anstoß, da der muhamedanische Glaube jedem Manne gestattet, so viele Frauen zu nehmen, als er ernähren kann. Und die Liebe der Jungfrau, die Hoff/nung auf Befreiung und vielleicht die eigene Neigung bezwangen den Grafen, und er gab endlich der Sultanstochter das Versprechen, sich mit ihr ehelich zu verbinden, wenn sie ihm Freiheit verschaffen und ihm folgen wolle. Die Liebe der Jungfrau wußte alle Schwierigkeiten, die dem Fluchtplane sich entgegen stellten, zu überwinden, und mit ihren besten Schätzen versehen, entflohen sie auf einem Schiffe, und kamen nach sechswöchentlicher Fahrt zu Venedig an. In Venedig fand der Graf seinen liebsten und vertrautesten Diener, der ihn in allen damals bekannten drei Welttheilen gesucht hatte, und erfuhr von ihm, daß daheim noch alles gut stehe, und seine Gemahlin nebst seinem Kinderpaare noch lebe. Auf diese Nachricht reiste Graf Ludwig ohne Verzug nach Rom, allwo Gregor IX., den man den großen nannte, auf dem päpstlichen Stuhle saß, und theilte dem Papst sein ganzes Schicksal und alle seine Erlebnisse mit. Der Papst begnadigte den Grafen mit stattlichen Gaben, heiligte die sarazenische Jungfrau durch das Sakrament der Taufe, und gab dem Grafen kräftige Empfehlungsbriefe an den Kaiser, worauf derselbe mit den Seinen von Rom aus durch Italien zurück und über die Alpen durch Bayern und Franken den nächsten Weg nach Thüringen einschlug, und als er noch zwei Tagereisen vom Schloß Gleichen entfernt war, reiste er der Sarazenin voraus, kam zu Weib und Kindern und wurde auf das freudigste von seiner Gemahlin wieder erkannt und willkommen geheißen. Der Graf theilte nun seiner Hausfrau alles mit, was und wie es sich begeben, und daß er ohne die Hülfe der Sarazenenjungfrau aus königlichem Stamme nimmermehr die Seinen und sein Land würde wiedergesehen haben, und bewegte sein Weib/ zu Dank und Liebe gegen die Fremde. Wie diese letztere sich nun Burg Gleichen näherte, zog der Graf mit seiner Gemahlin und seinen zahlreichen Freunden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, ihn glückwünschend wieder zu begrüßen, ihr mit großem Festgepränge entgegen, holte sie feierlich ein und führte sie wie in einem Triumph in die Burg. Die Stätte der ersten Begegnung am Bergesfuße, an welchem beide Frauen einander schwesterlich umarmten und küßten, wurde alsbald „Freudenthal“ genannt, und der längst verwahrloste, jetzt schnell hergestellte Weg zur Burg hinan hieß fortan „der Türkenweg“. Jederzeit hat die Gräfin von Gleichen die Sarazenin als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, und letztere hat diese Liebe durch Demuth und Freundlichkeit vergolten. Niemals ist erhört worden, daß irgend ein Mißverstand oder eine Klage zwischen diesen beiden Gemahlinnen des Grafen entstanden, sondern jede hat ihren Herrn in Einig- und Freundlichkeit allezeit lieb und werth gehabt. Die Sarazenin war mit hoher Schönheit geschmückt, aber es blieben ihr Kinder versagt, um so mehr liebte sie die Kinder der deutschen Gräfin, und trug für deren Wohlergehen die fleißigste Sorge. Sie war ein Muster aller Frömmigkeit, aller Würde, aller Demuth, aller Holdseligkeit und Freundlichkeit. In ziemlich hohen Jahren starb sie und wurde im St. Petri-Stift zu Erfurt feierlich beigesetzt. Zwei Monate nach ihr schied auch die deutsche Gräfin, welche ihrem Gemahl noch drei Kinder geschenkt hatte, aus dem irdischen Leben, und wurde ihrer vorangegangenen schwesterlichen Freundin zugesellt. Der Graf selbst verschied im 60. Lebensjahre, und seine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, ließen ihn zwischen die beiden Frauen bestatten,/ auch für alle drei einen herrlichen Grabstein künstlich herrichten, darauf ihre Bildnisse zu ersehen sind, denn derselbe Stein ist vom St. Petri-Berge herab gebracht und im Dome zu Erfurt aufgerichtet worden, ein redender Sagenzeuge für alle kommenden Jahrhunderte. (II S. 303-307)

### **TSB Nr. 426: Verrufene Stellen**

Nahe bei dem Vorwerke Freudenthal unter Burg Gleichen ist ein öder Platz, wo einige wilde Birnbäume stehen; dieser Platz heißt der Mordgarten. Ein Steinkreuz mit jetzt erloschener Inschrift kündete früher dem Wanderer, daß vor Zeiten hie ein blutiger Zweikampf stattfand, in welchem ein Herr von Bose das Leben lassen mußte um einer Liebe zu einer schönen Arnstädterin Willen, welche auch noch von einem andern Cavalier geliebt wurde, den jene verschmähte. Dieser Nebenbuhler von Bose's suchte Anlaß, letztern zu reizen, man entzweite sich beim Spiel und eine Aufforderung (= zum Duell, sk) erfolgte kurz vor dem bereits angesetzten Hochzeitstage. Schon hatte jene Jungfrau ihrem Geliebten das übliche Brauthemde zugesendet; er fiel im Zweikampfe, und das Brauthemde wurde sein Todenhemde. Die trauernde Braut ließ ihrem Geliebten dann an jener einsamen und seitdem verrufenen Stelle des Mordgartens jenes Kreuz setzen, mit Namen und Datum, und einem Gedenkverse. (II S. 307)

### **TSB Nr. 429: Der Kindertanz**

Von Erfurter Sagen ließe sich allein ein Buch füllen, es giebt deren sehr viele, sehr schöne, wie sehr schaurige. Des Thüringerlandes uralte Hauptstadt ward früh von der Poesie geküßt und bekränzt.

Schon im Jahre 1212 war eine wunderbare Phantasie unter die Kinder in Thüringen und Sachsen gekommen. Ein Knabe wandelte durch Städte und Dörfer und sang ein Kreuzlied, dessen Inhalt war, Christus wolle ihnen sein heiliges Kreuz, das noch in Türkenhänden sei, zu eigen geben. Da faßte alle Knaben, die ihn singen hörten, eine Bethörung das Kreuz zu erobern, und traten in großen Haufen die Reise gen Jerusalem an, und weder gute noch böse Worte, weder Bitten noch Banden, weder Sanftmuth noch Schläge hielten sie zurück. Die Mehrzahl dieser armen jungen Kreuzfahrer kam schon in den Schweizer und Tiroler Alpen vor Frost und Hunger um, und die so glücklich waren, Schiffe zu erreichen, verdarben durch Sturm und Wellen.

Im Jahre 1237 am 15. Juni ereignete sich eine gar wunderbare Begebenheit. Ueber 1000 Erfurter Kinder vereinigten sich zu einem großen Reigen, zogen durch das Löber Thor dem Steiger zu und die Höhe auf dem alten Weg hinan, über Waltersleben und Eischleben, Ichttershausen und Rudisleben, immer tanzend und singend, und/ kamen gegen den Abend sehr müde nach Arnstadt, wo sie von den Bürgern, die gar nicht wußten, was dieser Kinderzug bedeuten sollte, aufgenommen wurden. In Erfurt aber entstand Schrecken und Jammer, denn in zahllosen Häusern wurden die Kinder vermißt, und niemand wußte, wo sie blieben, und wohin sie gekommen, bis Botschaft von Arnstadt kam, daß die Kinder dort seien. Da wurden am andern Morgen viele Wagen angespannt, und wurden die Kinder wieder geholt, und den Arnstädter Bürgern wurde viel Dank gesagt, auch eine Spende in den Dom gestiftet. Niemand aber wußte zu sagen, was die Kinder verleitet, so weit fort zu ziehen ohne Urlaub und Wegkunde. Auch blieben viele dieser Kinder hernach bleich und krank, und zitternd, und waren stets müde und hilflos. Ihr Tanz war eine Volkskrankheit, eben so wie jener plötzliche Eifer der Knaben, die Heimath in Schaaren zu verlassen, und das heilige Kreuz aus des Türken Hand zu reißen und wie die Geisselfahrten. (II S. 311/2)

### **TSB Nr. 430: Das stille Kind**

Im Frühjahr 1677 und zwar im Märzmonde wurde in der Nähe von Erfurt ein Kind gesehen, das allen Leuten, so es sahen, sehr wunderbar vorkam. Dasselbe erschien dem Ansehen und Alter nach als ein Mädlein von 10 Jahren; es trug ein ganz weißes Kleid, hatte die Haare in Zöpfe geflochten und sah

im Gesichte sehr bleich aus. Es schritt durch die Flurmarkungen von/ Alach und von Bindersleben, und sprach beständig mit sich selbst, aber niemand konnte verstehen, was dieses räthselhafte Kind redete. In der Hand hielt es ein braunrothes Stäbchen, und schlug damit, indem es durch's Getreide oder über die Wiesen ging, die Blumenhäupter ab, so daß man solche aller Orten herum liegen fand. Wenn jemand diesem Kinde, dessen Erscheinung so unheimlich war, nachzugehen versuchte, so wandelte ihn ein solches Grausen an, daß er zurückbleiben mußte, und eben so erging es denen, welche es wagten, dem stillen Kinde entgegen zu gehen oder es anzureden. Solches Kind ist eine Reihe von Tagen hinter einander erblickt worden, und dann spurlos wieder hinweggekommen. (II S. 312/3)

### **TSB Nr. 431: Das Sibyllenthürmchen**

Ganz nahe der Fahrstraße, die von Erfurt nach Gotha führt und dicht unter der alten Citadelle (= kleinen Festung, sk) Cyriacsburg steht ein sehr alter, ziemlich großer Bildstock (= Andachtsbild, sk) in Form eines gothischen Thürmchens. Bildliche Figuren in Stein aus dem Leben Jesu schmücken dieses alte Denkmal, welches im Jahre 1716 durch den damaligen Erzbischof zu Mainz, Lothar Franz, erneuert wurde. Manche haben behauptet, an der Stelle, wo dieses Thürmchen stehe, habe vor grauen Zeiten eine Alrune oder Sibylle gewohnt und geweissagt, daher noch immer der altüberkommene Name; andere sagen, das Denkmal solle den Ort bezeichnen, wo die erste Christenkirche dieser ganzen Gegend gestanden/ habe. Eine dritte Sage hat romantischere Färbung und klingt aus einer Zeit, zu welcher auch die rein gothische Arbeit des Sibyllenthürmchens nebst den daneben stehenden drei alten Steinkreuzen paßt.

Eine Gräfin von Kevernburg, Sibylla geheißten, hatte einen jungen mannhaften Ritter zum Bräutigam, den sie am anberaumten Vorabende ihrer Hochzeit mit Sehnsucht erwartete. Allein der Geliebte kam nicht; auf der Reise zu ihr war er nebst zwei Edelknappen von einer Schaar von Feinden oder von Räubern an jener Stelle unter der Cyriacsburg überfallen und beraubt worden. Alle drei wurden dort erschlagen und begraben, und die unglückliche Braut ließ dort auf jedes Grab ein Steinkreuz setzen und das Denkmal errichten, zu welchem später sich eine förmliche Wallfahrt erhob; die junge Gräfin selbst aber nahm in einem der Klöster Erfurts den Nonnenschleier und betete für das Seelenheil ihres ermordeten Bräutigams. (II S. 313/4)

### **TSB Nr. 432: Der eherne Wolfram**

Zu Erfurt im hohen Chore des Domes steht ein eherner Candelaber sehr alten Gusses, in Form einer Mannsgestalt, doch nur von Knabengröße. In jeder Hand hält diese Figur einen Leuchter mit einer Kirchenkerze, und manche halten dafür, dieß Erzbild stamme noch aus Heidenzeiten und habe mit dem Püstrich und dem Krodo-Altar gleiches Alter. Dem scheint jedoch nicht also zu sein, vielmehr geht über den metallenen Kerzenträger diese/ Sage: Ein junger Patricier, des Namens Wolfram, beging ein großes Verbrechen, das gegen die Kirchengerechtigkeit verstieß, und sogar nach Rom berichtet werden mußte, damit der Papst selbst das Urtheil des Sündigen spreche. Dieses Urtheil lautete dahin, Wolfram solle ein ganzes Jahr lang täglich in jeder Hand einen Leuchter mit brennender Kerze haltend dem Hochaltar gegenüber treten, so lange die Messe daure. Zwar unterzog sich der Patricier dieser harten Buße, aber die Schmach einer täglichen Kirchenstrafe und die Last der Leuchter drückten ihn zu Boden; er wurde so schwach, daß er sich nicht mehr aufrecht halten konnte. Und so wurden die Fürbitten nicht gespart, ihn von der Buße zu entlasten, welches auch geschah, doch mußte er

das metallene Bild anfertigen lassen, und hat dann seine Tage in einem strengen B  erorden als M  nch beschlossen. (II S. 314/5)